

I

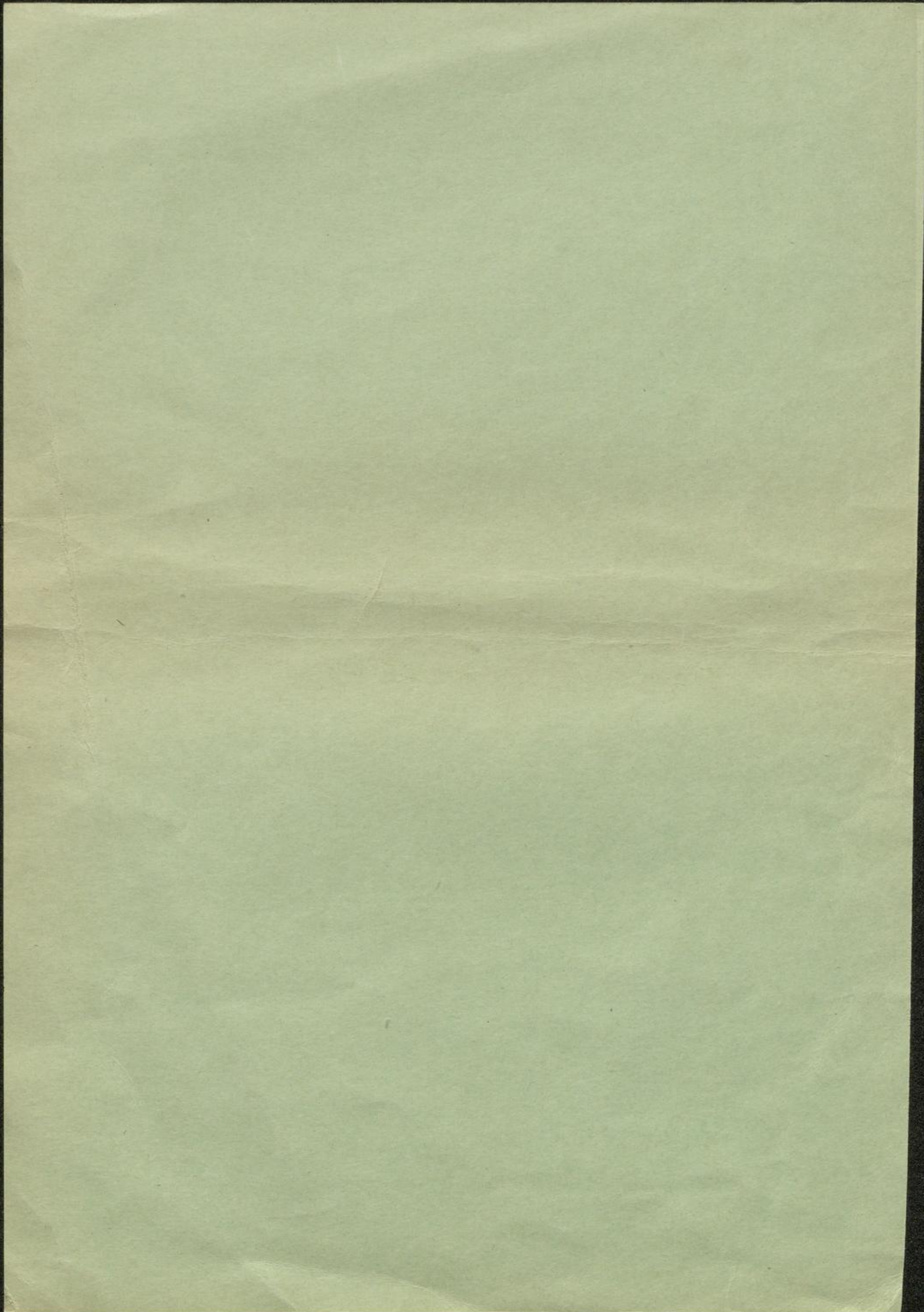
Nur Komplettes

Material vorhanden

16 163. 839



1. Bücher der Pandora
2. Secessionenbücher
3. Nach Hugo Wolf Tode
4. Besliss in Wiener Theater
5. Ohne Titel
6. Oja!
7. Rout bei Neumann
8. Titel
9. Concordie Boll
10. Paul Goldmann
11. Der Nebenwund
12. Wilner in Monte Carlo
13. Die Ermordung des Prinzen Joseph



DIE FACKEL

Nr. 182

WIEN, 9. JUNI 1905

VII. JAHR

DIE BÜCHSE DER PANDORA*).

. . . Die Liebe der Frauen enthält wie die Büchse der Pandora alle Schmerzen des Lebens, aber sie sind eingehüllt in goldene Blätter und sind so voller Farben und Düfte, daß man nie klagen darf, die Büchse geöffnet zu haben. Die Düfte halten das Alter fern und bewahren noch in ihrem Letzten die eingeborene Kraft. Jedes Glück macht sich bezahlt, und ich sterbe ein bißchen an diesen süßen und feinen Düften, die der schlimmen Büchse entsteigen, und trotzdem findet meine Hand, die das Alter schon zittern macht, noch die Kraft, verbotene Schlüssel zu drehn. Was ist Leben, Ruhm, Kunst! Ich gebe alles das für die beneideten Stunden, die mein Kopf in Sommernächten auf Brüsten lag, geformt unter dem Becher des Königs von Thule, — nun wie dieser dahin und verschwunden . . .

Félicien Rops

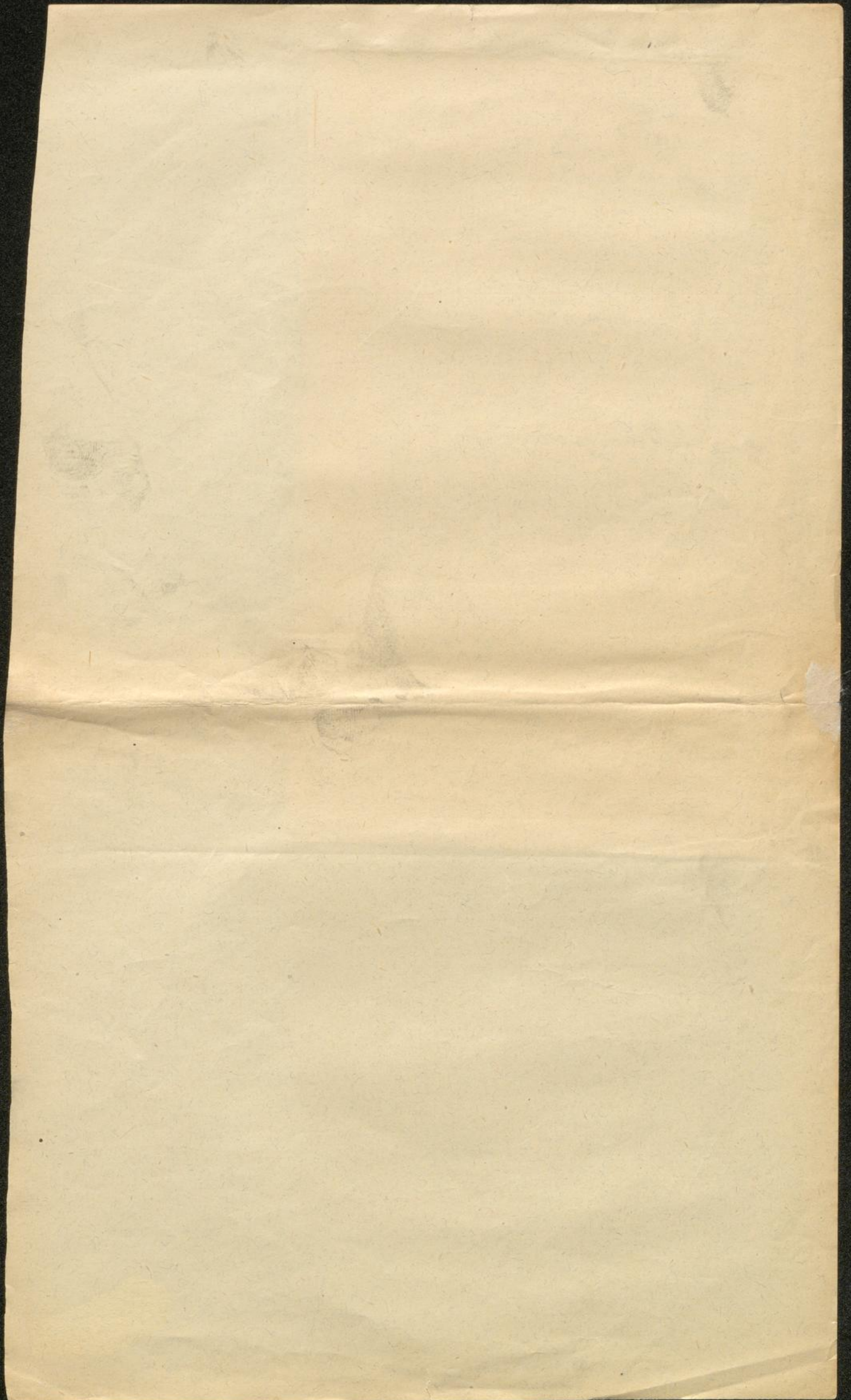
»Eine Seele, die sich im Jenseits den Schlaf aus den Augen reibt.« Ein Dichter und Liebender, zwischen Liebe und künstlerischer Gestaltung der Frauenschönheit schwankend, hält Lulu's Hand in der seinen und spricht die Worte, die der Schlüssel sind zu diesem Irrgarten der Weiblichkeit, zu diesem Seelenlabyrinth, in dem manch ein Mann die Spur seines Verstandes verlor. Es ist der letzte Akt des »Erdgeist«. Alle Typen der Mannheit hat die Herrin um sich versammelt, damit sie ihr dienen, indem sie die Gaben nehmen, die sie zu spenden hat. Alwa, der Sohn

*) Als Einleitung zu der Aufführung am 29. Mai 1905 gesprochen.

H dei

T des ersten
gebildeten KLASSE

Alwa von Mephisto empfangen



*vollständig durchgearbeitet
zu "Opfergabe" 1906!*

DIE FACKEL

NR. 192

WIEN, 5. JÄNNER 1906

VII. JAHR

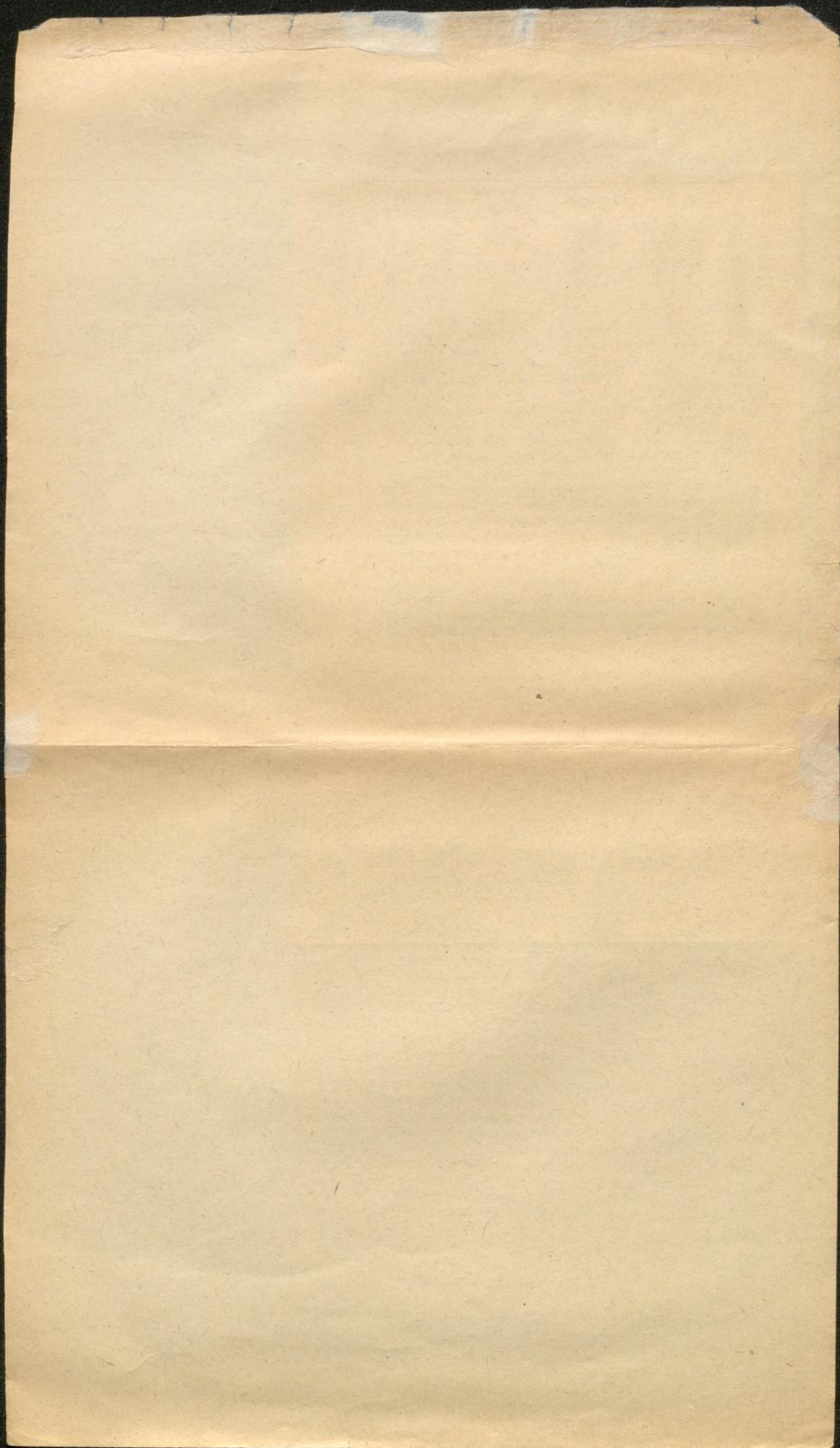
Der Nebenmensch.

Es regnet Beiträge zum »Schwarzen Buch«. Auch viele, die ins Schwarze Buch gehören, machen sich erbötig, es zu ergänzen. Immerhin zeugt die Fülle der Zuschriften von der gesunden Erkenntnis, die den Menschen endlich in den Zustand der Wehrhaftigkeit gegenüber dem Nebenmenschen versetzt. Von der Erkenntnis, daß neue Verkehrsformen geschaffen werden müssen, damit er sich der qualvollen Übergriffe der Kulturlosigkeit erwehre. Daß die unscheinbaren Dinge des täglichen Lebens wichtiger sein können als die geräuschvollen Probleme der Politik. Daß sich z. B. in der Bemerkung »Die Kunst soll uns erheben; den Schmutz der Gasse habe ich zuhause« ein tieferer Abgrund der Unkultur öffnet, eine größere geistige Gefahr kündigt als etwa in dem Widerstand gegen die Einführung des allgemeinen Wahlrechts . . . Ja, es gilt, gegen den Nebenmenschen Stellung zu nehmen; seine Attentate auf unser Nervensystem nicht mehr ruhig und mit der durch ein faules Übereinkommen gebotenen Höflichkeit zu ertragen; seiner Geistlosigkeit zu entrinnen; seine schlechten Manieren abzulehnen.

Das ist der ernste Sinn, der im scheinbaren Ulk des »Schwarzen Buches« verborgen liegt. Es müßte auch jene Kulturfeinde herbergen, deren Taten den Geduldpanzer angreifen, mit dem Natur unsere Geistesgaben geschützt hat. Die große

— hier öffnen,

**) ferner ungenügend*



DIE FACKEL

Nr. 163

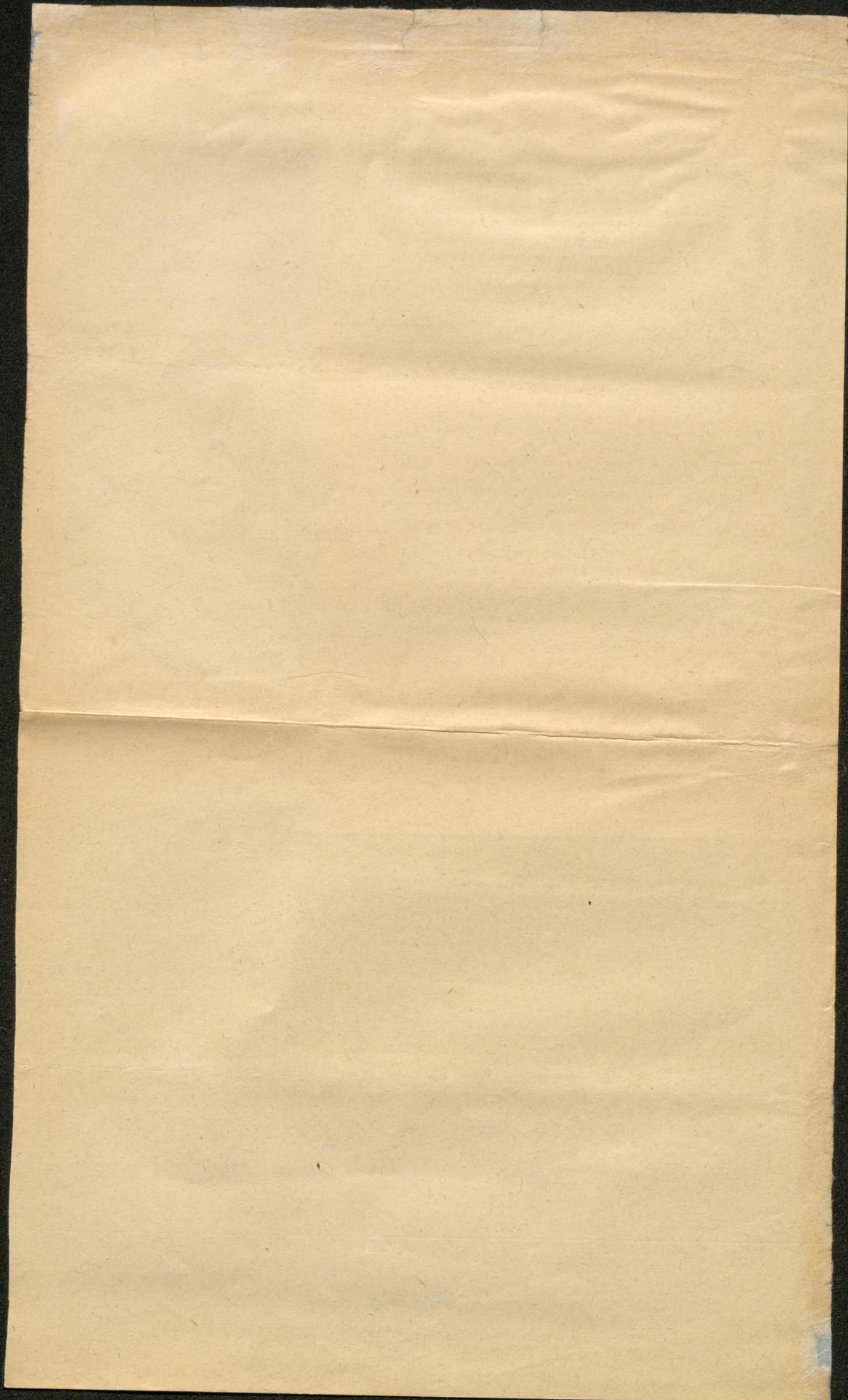
WIEN, 31. MAI 1904

VI. JAHR

Titel.

Neulich wurde ein armer Teufel abgestraft, der einen ihm verliehenen päpstlichen Orden getragen hatte, bevor ihm die Bewilligung, ihn zu tragen, erteilt ward. Das ist schrecklich. Die Erschütterungen, denen die dürftigen Gemüter hierzulande ausgesetzt sind, sind nachgerade unerträglich. Heute schwellt frohe Hoffnung die Brust, morgen drückt sie eine Enttäuschung ein. Und die Schadenfreude der ganzen Nachbarschaft! Es gibt wirklich noch immer Leute, die einem den Gregorsorden nicht gönnen... Manchmal glaube ich, der Spott über Ordens- und Titelsucht sei antiquiert. Aber dann höre ich wieder, daß sich einer sein ganzes Leben lang abquält, ein »Truchseß« zu werden. Über wenigens wird er in St. Moritz zum zehntenmal an Kaisers Geburtstag die Volkshymne singen, und der Herbst wird in's Land gehen, und wir werden alt werden, und er wird noch immer nicht Truchseß geworden sein. Dann höre ich wieder, daß ein Mann umgeht, dessen einziges Ziel ist, Bahnhofsportieren die Larve vom Gesicht und die unechten Orden von der Brust zureißen. Nein, ich halte nur den »Serenissimus«-Spaß für veraltet, die Dummheit der Untertanen ist akuter denn je. Orden sind noch immer die Belohnung für Fleiß und gute Sitten; aber die Vorzugsschüler des Staates sitzen auf der Eselsbank. Nichts scheint abgebrauchter als die witzige Unterscheidung zwischen Titeln und Mitteln. Aber in Österreich sind jene noch immer zugkräftiger als diese. Wird man sich endlich entschließen, einem

1272



Gygo Wolf

DIE FACKEL

Nr. 131

WIEN, ENDE FEBRUAR 1903

IV. JAHR

Ist die Folter in Oesterreich abgeschafft?
Das Genie darf noch immer zu Tode gemartert werden.

Vor Aller Augen!

Smetana wurde gefoltert, bis er in Wahnsinn starb.

Sein Verbrechen?

Der Fortschritt.

Smetanas Leben war ein langsamer Hungertod.

Als er es nicht mehr hören konnte, sicher nicht mehr hören konnte, nannte man ihn den Mozart unserer Zeit.

Wie das wohlthut, wenn man schon zwischen jenen anderen Brettern liegt, die nicht mehr die Welt bedeuten!

Smetana ist erledigt...

Anton Bruckner wird vorgeführt. Das hochnothpeinliche Verfahren nimmt seinen Fortgang.

Hanslick fragt:

Bekennst du dich schuldig, Symphonien geschrieben zu haben?

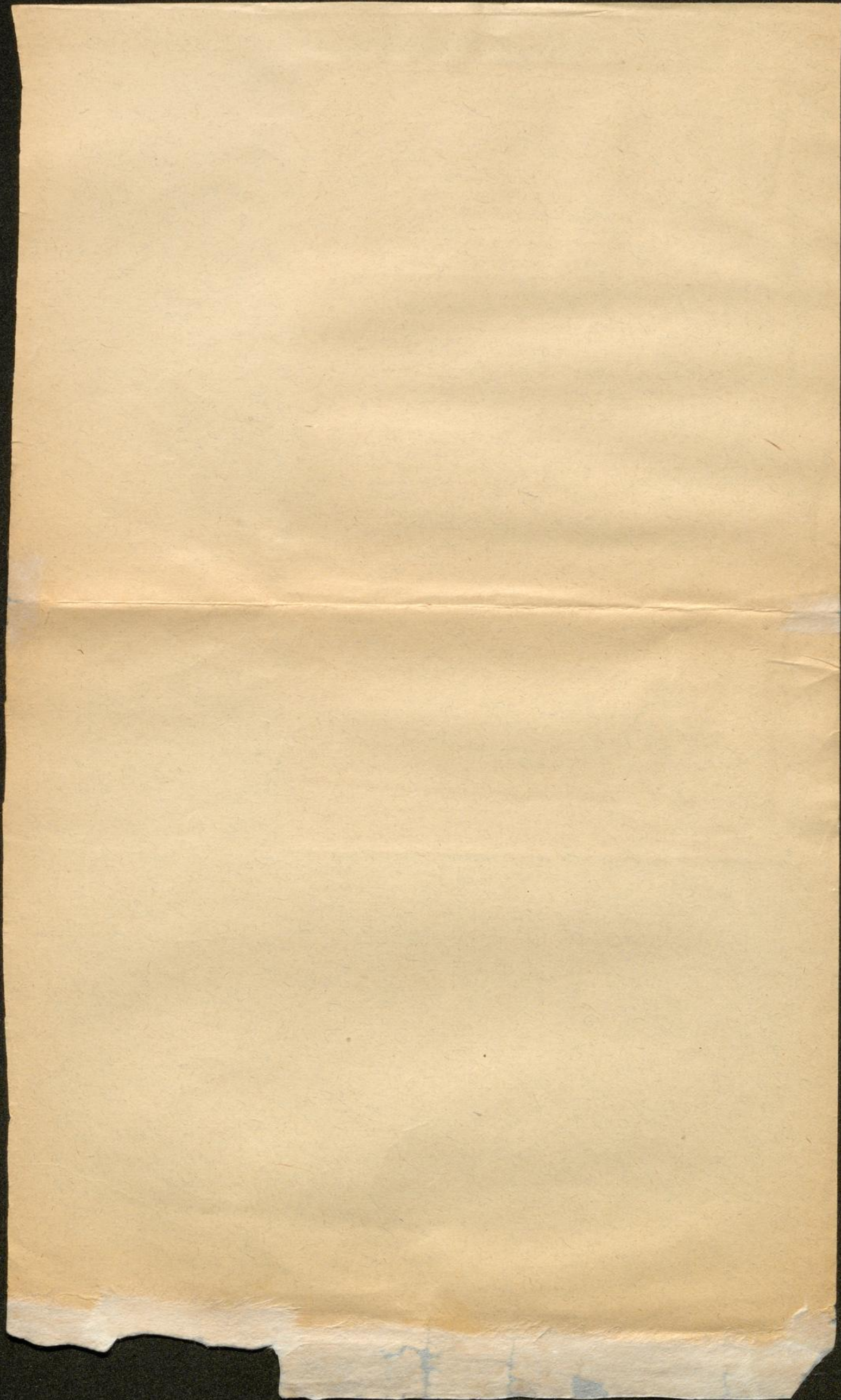
Bruckner schweigt und schafft.

Der Oberrichter legt leicht die kleinen Daumschrauben an.

Er erklärt, vor einer Bruckner-Symphonie den Musikvereinssaal zu verlassen, um die Entwürdigung des Musikvereinssaals nicht mitanzusehen.

Die Menge jöhlt. Vor jeder Bruckner-Symphonie wird der Musikvereinssaal verlassen.

*Die Unwissenheit wird die Fackel
übermüde Mannes.*



Die Ermordung des Großfürsten
Sergius

1905

№. 176
Febr. 05

Ermordung des Großfürsten Sergius. Europa hält den bekannten Atem an. Die 'Neue Freie Presse' schüttet über die Leser ein Füllhorn weltgeschichtlicher Tatsachen aus. Zum Schlusse »Großfürst Sergius in Österreich«: »Vor fünf Jahren hat Großfürst Sergius kurze Zeit auf österreichischem Boden gewohnt. Seine Gemahlin, Großfürstin Elisabeth, gebrauchte im Sommer des Jahres 1900 die Kur in Franzensbad. Großfürst Sergius besuchte sie damals auf zwei Tage. Er trug natürlich Zivilkleidung. Da er in Trauer war, erschien er im schwarzen Sakko mit grauem Filzhut und Trauerflor. Die Besucherinnen Franzensbads im Juni 1900 werden sich gewiß der hochgewachsenen eleganten Erscheinung des Großfürsten erinnern.«

Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo auch wir Wiener dem Weltgeist näher sind als sonst und eine Frage frei haben an das Schicksal: »Was hat er angehabt?«



0

Franklin D

James M. Smith

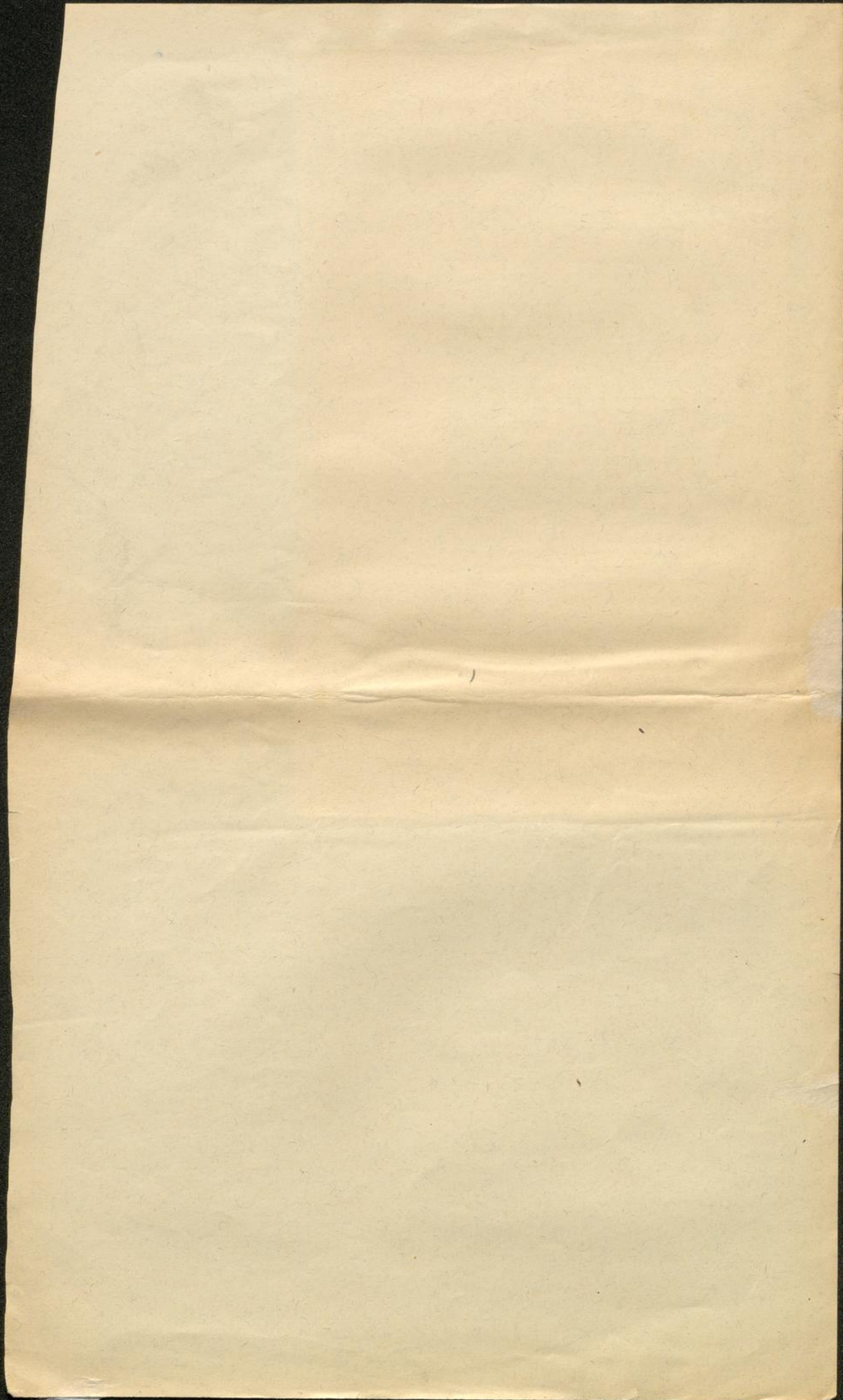
Walter

Notizen

bringen!

Kaiser

ihres Gatten, spricht es aus. Und dann, wenn er sich an diesem süßen Quell des Verderbens vollberauscht, wenn sich sein Schicksal erfüllt haben wird, im letzten Akt der »Büchse der Pandora«, wird er, vor dem Bilde Lulu's delirierend die Worte finden: »Diesem Porträt gegenüber gewinne ich meine Selbstachtung wieder. Es macht mir mein Verhängnis begreiflich. Alles wird so natürlich, so selbstverständlich, so sonnenklar, was wir erlebt haben. Wer sich diesen blühenden, schwellenden Lippen, diesen großen unschuldsvollen Kinderaugen, diesem rosig weißen, strotzenden Körper gegenüber in seiner bürgerlichen Stellung sicher fühlt, der werfe den ersten Stein auf uns.« Diese Worte, vor dem Bilde des Weibes gesprochen, das zur Allzerstörerin wurde, weil es von allen zerstört ward, umspannen die Welt des Dichters Frank Wedekind. Eine Welt, in der die Frau, soll sie ihrer ästhetischen Vollendung reifen, nicht verflucht ist, dem Mann das Kreuz sittlicher Verantwortung abzunehmen. Die tiefe Erkenntnis, die die tragische Kluft zwischen blühenden Lippen und bürgerlichen Stellungen begreift, mag heute vielleicht die einzige Erkenntnis sein, die eines Dramatikers würdig ist. Wer die »Büchse der Pandora«, die im »Erdgeist« zwar ihre stoffliche Voraussetzung hat, aber das gedankliche Verständnis des Werkes erst erschließt, wer diese Tragödie Lulu begriffen hat, wird der gesamten deutschen Literatur, so da am Weibe schmarotzt und aus den »Beziehungen der Geschlechter« psychologischen Profit zieht, mit dem Gefühle gegenüberstehen, das der Erwachsene hat, wenn ihm das Einmaleins beigebracht werden soll. Ich scheue mich nicht, diese große Revue psychologischer Kindereien von manchem Klassiker zu beginnen. Die tiefsten Erforscher männlichen Gefühlslebens haben vor dem Augenaufschlag ihrer eigenen Heldinnen zu stammeln begonnen, und die abgeschmackte Tragik, der sie Worte liehen, war durch alle Zeiten die Tragik der verlorenen Virginität.



Bruckner's Knochen knacken.

Aber Bruckner hat eine starke Constitution.

Gehilfe Dömke schürzt die Aermel auf.

Der Oberrichter fragt:

Anton Bruckner, bekennst du dich schuldig,
ein Quintett geschrieben zu haben?

Bruckner schweigt und schafft.

Gehilfe Dömke tritt vor: »Anton Bruckner componiert wie ein Betrunkener!«

Die Menge johlt.

Bruckner's Knochen knacken.

Aber Bruckner hat eine starke Constitution.

Gehilfe Kalbeck wird gerufen. Er drückt den Schlapphut ins Gesicht.

Der Oberrichter fragt:

Anton Bruckner, bekennst du dich schuldig,
noch immer gegen uns Symphonien zu schreiben und
das Ausland zu verlocken?

Bruckner schweigt und schafft.

Gehilfe Kalbeck beginnt Bruckner »aufzu-
ziehen«.

Die Menge johlt.

Bruckner's Knochen knacken.

Aber Bruckner hat eine starke Constitution.

Er wird für toll erklärt.

Aber er will nicht wahnsinnig werden. Er hat
Gottesglauben und den Glauben an die Kunst.

Er schreibt die Neunte und stirbt.

Gehilfe Kalbeck »zieht« ihn noch immer »auf« . .

Jetzt wird Hugo Wolf eingefangen.

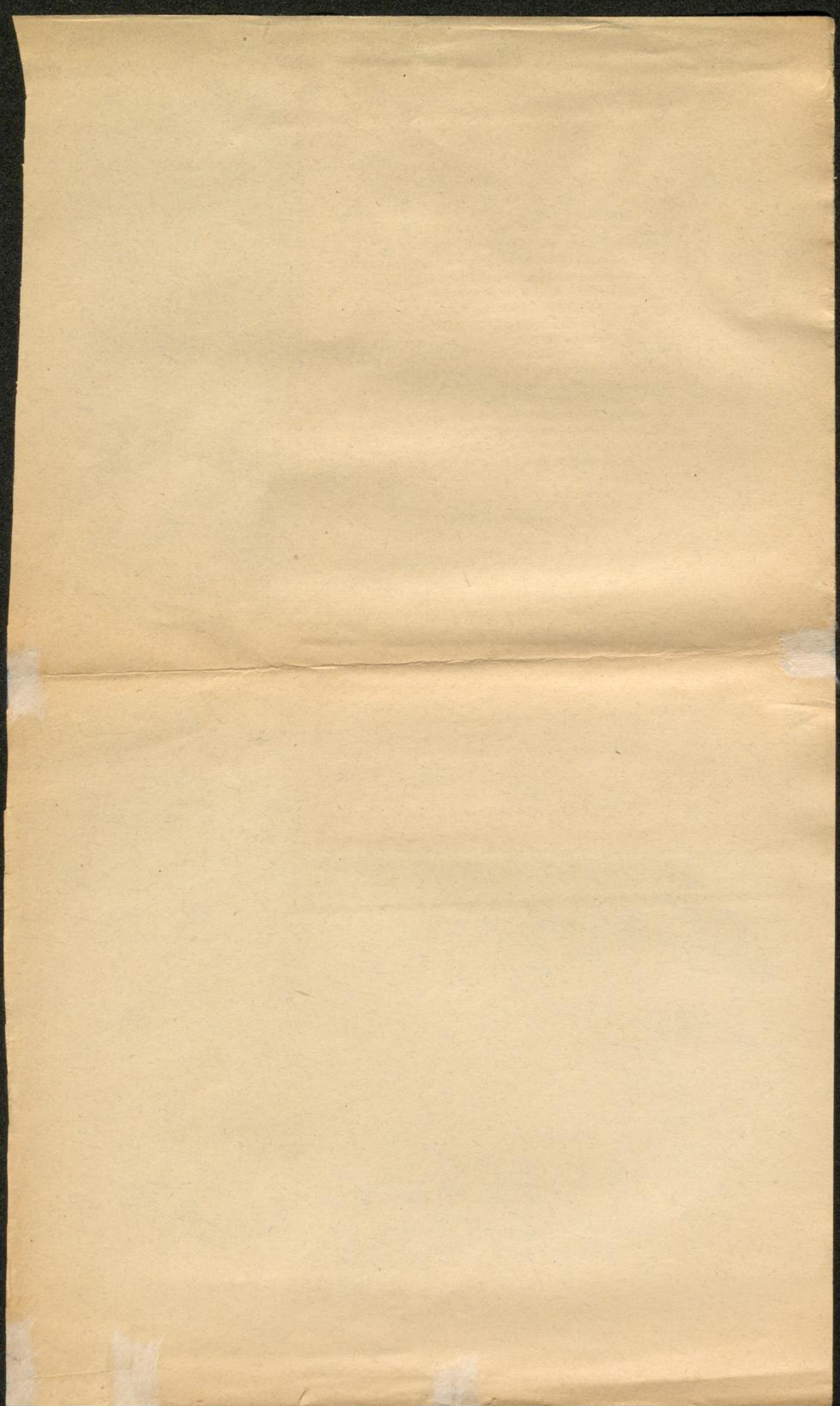
Der Oberrichter fragt:

Hugo Wolf, bekennst du dich schuldig, durch
deine Lieder den Geist Moericke's, der schon in der
Literaturgeschichte schlief, heraufbeschworen zu
haben?

Hugo Wolf wettet, tobt und schafft.

Er muß mürbe gemacht werden.

Hugo Wolf wird todgeschwiegen.



Frage, die zwei Weltauffassungen trennt, sie lautet: Wer ist Gott wohlgefälliger: der ein silbernes Messer in die Tasche, oder der es in den Mund steckt? Ich entscheide: Wenn der Dieb es in die Tasche steckt, um uns die Nervenqual der anderen Handlung zu ersparen, so ist es ein kulturvoller Dieb. Und wenn der Biedermann seine ehrlichen Absichten gegenüber einem silbernen Messer nicht anders beweisen kann, als indem er es in den Mund steckt, so wünschen wir so unästhetischer Ehrlichkeit, daß sie sich schneide und verblute...

Ins Schwarze Buch gehören jene, die von der Ansicht ausgehen, daß ihr Herantreten an einen Kaffeehaustisch, an dem ein einsamer Zeitungsleser sitzt oder zwei ein intimes Gespräch führen oder drei und mehr sich nach ihrer Façon zu unterhalten wünschen, unbedingt als eine willkommene Abwechslung empfunden werden müsse. Dabei sind die Barbaren, die sich ohne Aufforderung niederlassen, bei weitem nicht so gefährlich wie jene anderen, die fragen, ob es »erlaubt« sei, Platz zu nehmen. Natürlich ist es nie erlaubt, und natürlich wird die Frage stets bejaht. Denn dies ist die schlimmste Feigheit des modernen Gesellschaftsmenschen, daß er der Unkultur nicht mit Wahrheit zu begegnen wagt. Lieber krümmt er sich in Nervenqualen, ehe er dem Eindringling offen sagte: Es ist nicht erlaubt! oder: Sie stören! oder: Pardon, ich muß lesen! oder: Sie sehen ja, wir haben zu sprechen! ... Nein, ich habe nicht das Recht, die Viertelstunde, die mir noch bleibt, für die leider notwendige Lektüre der Zeitungen zu nützen. Ich muß dem Herrn Rede und Antwort stehen, der, auch ohne Platz zu heischen, mich plagt, indem er stehend mir die folgenden Fragen an die Brust setzt: Finden Sie nicht, daß Sie jetzt viel besser aussehen? (Immer sieht man jetzt viel besser aus)... Sagen Sie, wie groß ist eigentlich die Auflage der »Fackel«? ... Haben Sie »Stein

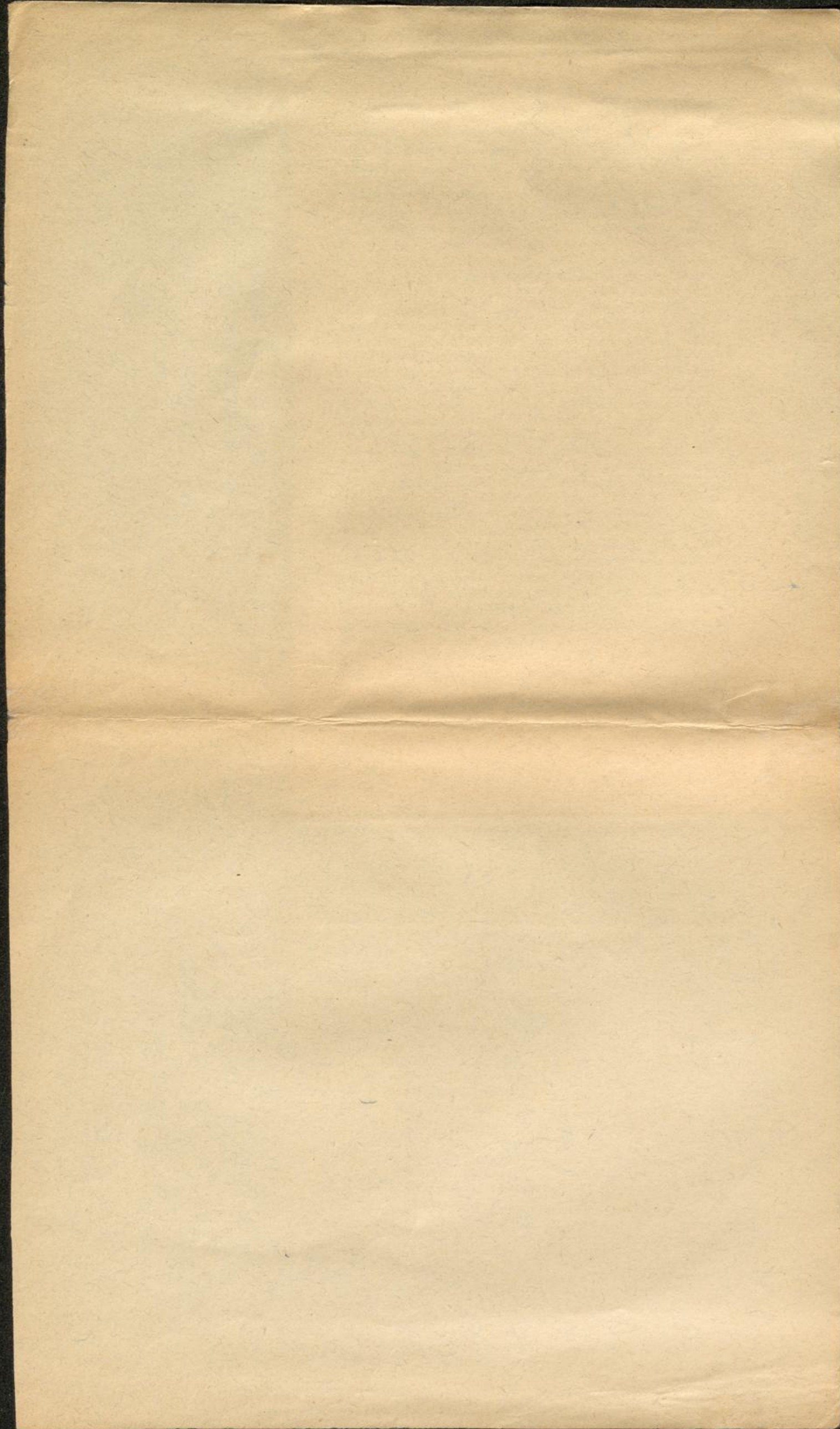
bei mir, sagt ab

Hip so sagt
L. 400.

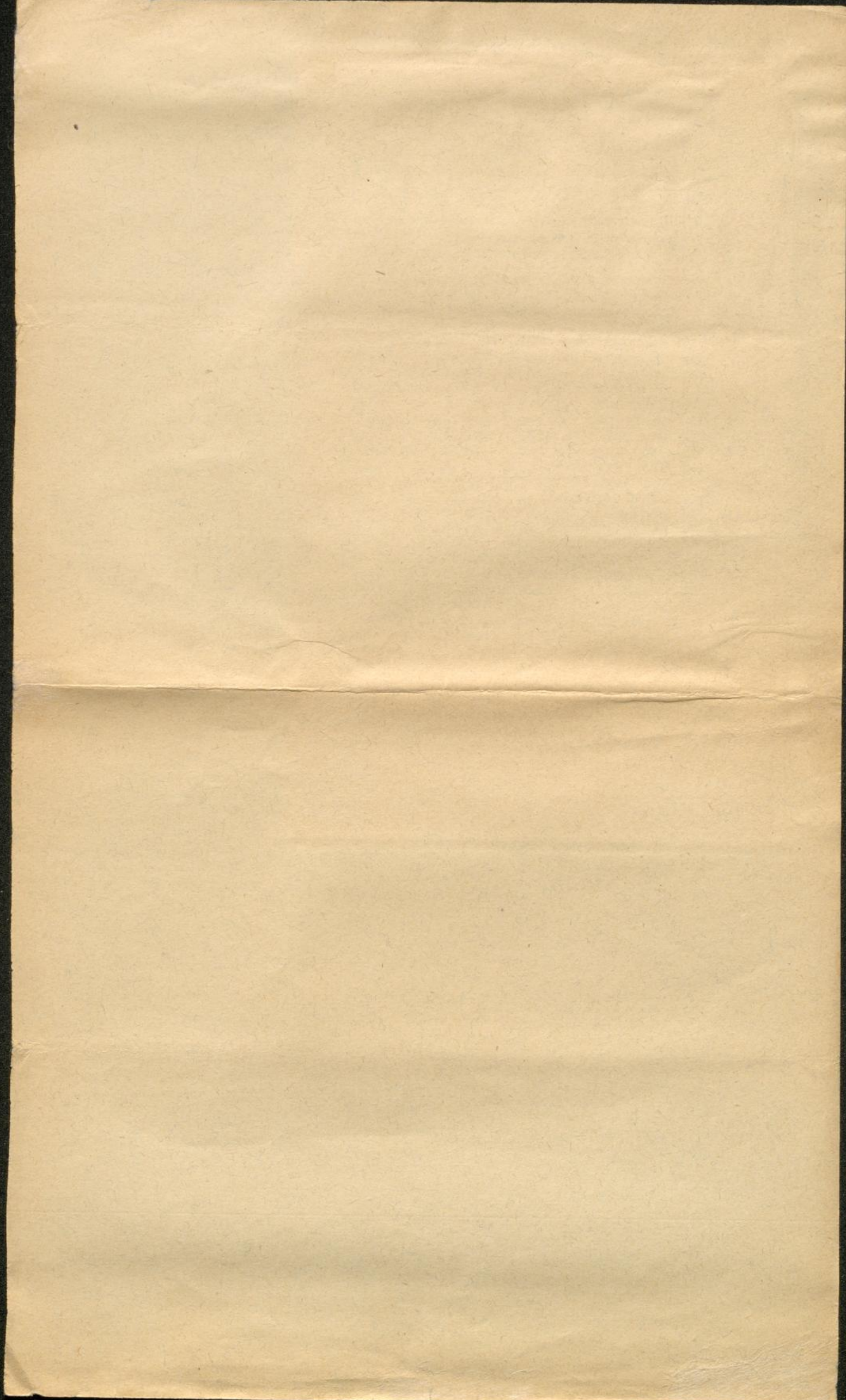
H. P. P. P.

→ 2/4/10 r

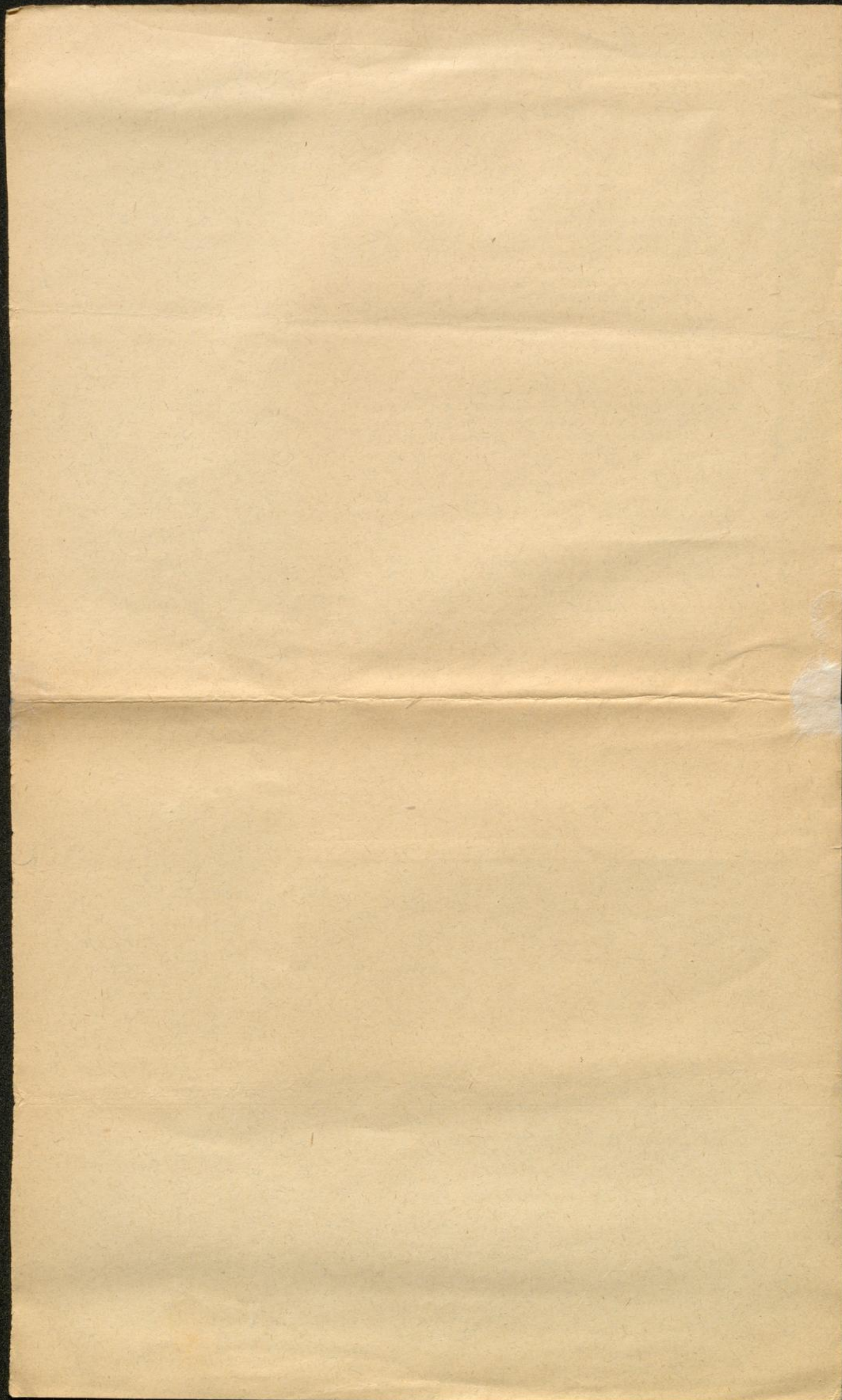
→ 2/4/10 r



tiefgefühlten Bedürfnis der Bevölkerung nachzugeben, und einen Wechsel der Werte »kaiserlicher Rat« und »Regierungsrat« vornehmen? In einem Land, wo der musikalische Sinn des Volkes zunächst auf den Klang eines Namens reagiert, ist es geradezu töricht, den Regierungsrat noch länger über einem kaiserlichen gestellt zu lassen. Der Richter, der eine Verhandlung leitet, wird wohl manchmal mit »Herr Gerichtshof« oder »Kaiserlicher Adler« angesprochen, von den Gebildeteren aber doch mit »kaiserlicher Rat«. In diesem Namen liegt die äußerste Summe von Devotion, die der Österreicher zu vergeben hat. Daß er der übliche Titel für jeden Großhändler ist, der zum Laienrichter ernannt wurde oder 20.000 Gulden für irgendeinen Korruptionszweck hergegeben hat, und daß in Österreich's Jammer guter Rat noch immer teurer ist als ein kaiserlicher, ahnt das gute Volk nicht. Man braucht gar nicht an das Pariser Mißverständnis von dem als österreichischer Staatsmann angesehenen »conseiller impérial« zu erinnern; in einem monarchischen Staat und unter Bürgern, für die es schmeichelhaft ist, von einem Hofwagen überfahren zu werden, ist die heutige Rangordnung widersinnig und bloß geeignet, eine unverdiente Geringschätzung der Regierungsräte herbeizuführen. In dem besten Einfall des Wollustspiels »Herzogin Crevette« ist etwa der Widerspruch vereinigt, der zwischen Klang und Bedeutung des Titels »kaiserlicher Rat« besteht. Dem Gesandten von Oceanien — die trefflichste Gestaltung des unvergleichlichen Maran — wird eingeredet, daß die Wendung »Ich pfeif' drauf« den Ausdruck tiefster Teilnahme oder höchsten Respekts bedeute, und so weiß er auf jede gewichtige Mitteilung nur mit erschütterlichem Ernst zu erwidern: Ich pfeif' drauf. . . Herr Mendel Singer, der vielleicht seinen Titel »kaiserlicher Rat« nicht orthographisch schreiben kann, der journalistische Aushorcher sämtlicher politischen Parteien, zieht sich allsommerlich in ein Tiroler Dorf



zurück und wird dort am Geburtstag des Kaisers als dessen Vertreter mit Tusch und Trubel gefeiert. Nichts ist in Österreich unmöglich, und ich rate dir: hast du keinen Titel, so mach' dir einen. Denn siehe, vor mir liegt ein Briefpapier, das an seiner Spitze einen sonderbaren Aufdruck hat. Das Konterfei von drei Orden an einer Kette, und darunter steht wörtlich: »Jagdverleger und Jagdschriftsteller Camillo Morgan, Ritter königlicher und fürstlicher Orden sowie ausgezeichnet vom Thronfolger Österreich-Ungarns Seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Franz Ferdinand durch eine Busennadel aus Brillanten. Wien, IX/4 Sobieski-Platz 4«. Ich weiß weder, wer Herr Morgan, noch was ein Jagdverleger ist; ich weiß nicht, ob die Busennadel, die Herr Morgan bekam, vielen oder wenigen einen Stich ins Herz versetzt hat. Aber ich weiß, daß die Wirkung noch epatanter wäre, wenn der Besitzer des Briefpapiers auch sämtliche Titel und Orden des Erzherzogs Franz Ferdinand angeführt hätte. Unterzeichnet ist der Brief mit »Camillo Morgan, Fürstlicher Rat«. Was ist das? So etwas wie die Kaulquappe zum kaiserlichen Rat? Meines Wissens gibt's den Titel in Österreich nicht. Aber ich wette hundert gegen eins, daß Herr Morgan damit die Einwohner eines österreichischen Gebirgsdorfes alarmieren kann. Jahraus jahrein werfen die Leute in der Großstadt das Geld hinaus, um wirkliche Titel zu ergattern. In einem Land, dessen Bevölkerung für Ehrerbietung so sehr disponiert ist, bedarf's solcher Anstrengung nicht. Und ist die Zulegung irgend eines »Rats« doch ein wenig zu riskant, so versuche man's einfach mit einem Fremdwort. Ein Fremdwort ersetzt in Österreich sogar die Protektion. Mein Freund hat einmal in einem gesteckt vollen Eisenbahnzug auf die folgende Art ein Separatcoupé erlangt. »Reserviert!« schreit der Kondukteur. »Das gibts nicht!« schreit mein Freund. »Aber für den Herrn Oberrevidenten!« schreit der Kondukteur.



unter Steinen« gesehen?... Wo waren Sie im Sommer?... Sie machen im Fasching gewiß nichts mit?... Was wird denn in der nächsten Nummer stehen?... Eine Frage noch, weil ich das Vergnügen habe, Sie persönlich zu kennen: Was ist das eigentlich mit diesem »Totentanz«? Meint der Wedekind das ernst?... Ich darf die Viertelstunde nicht besser als zur Beantwortung oder verbissenen Abwehr dieser Fragen nützen. Der freundliche Besucher hat eine bessere Zeiteinteilung. Er steht an meinem Tisch, holt sich Bildung und zieht sich währenddessen langsam seine Handschuhe an...

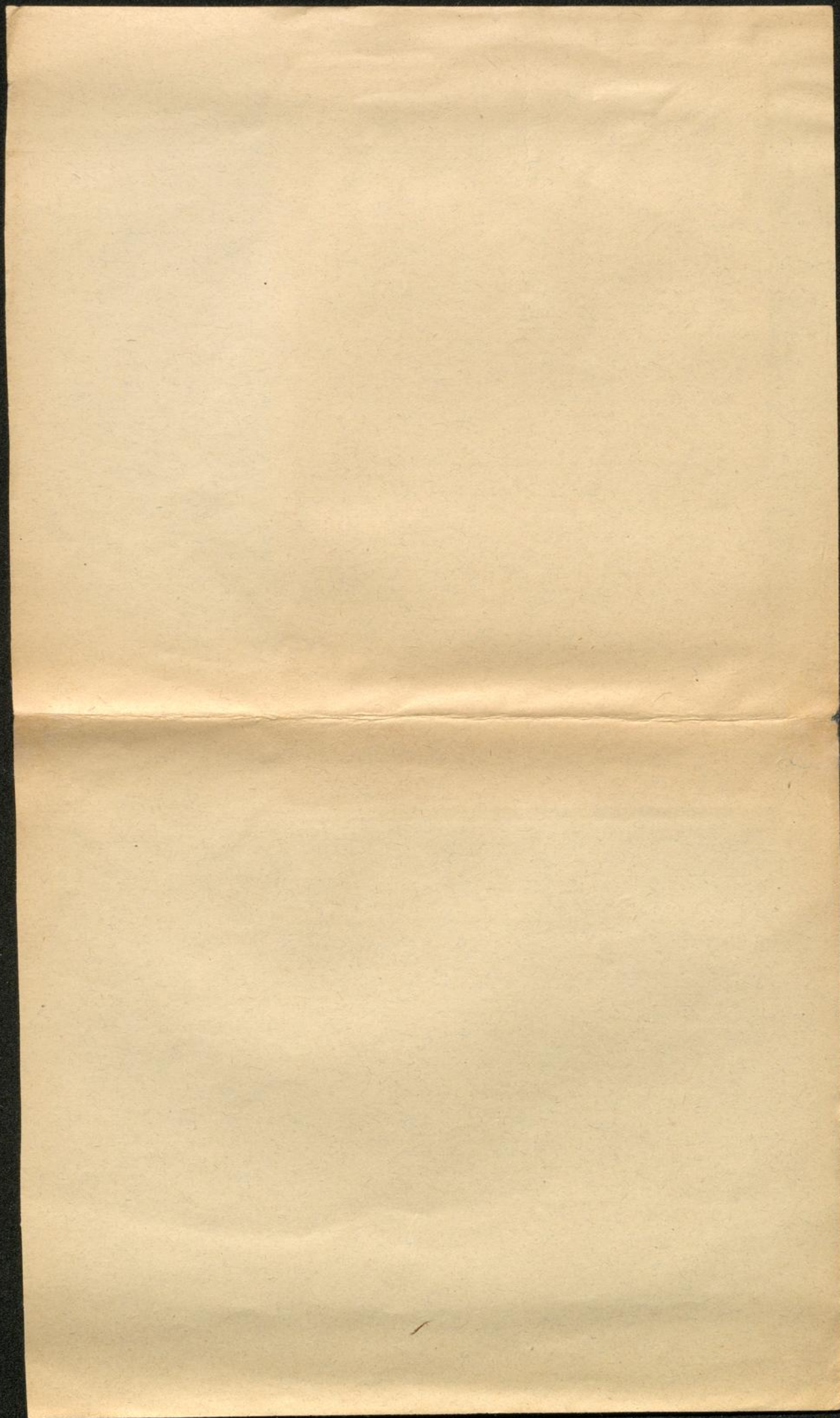
Man darf in einem Theater nicht rauchen. Aber viel gefährlicher ist es, in Wien vor einem Theater nach Schluß der Vorstellung — mit einer brennenden Zigarette zu stehen. Die Sitte, die die Bitte um »Feuer« gestattet und selbst den Eilenden zu ihrer Erfüllung zwingt, treibt den Räucher, der sich vor den Theaterausgang stellt, in die Arme des Wahnsinns. Von fünfzig phantasielosen Menschen glaubt nämlich jeder, daß er der einzige ist, der jenen mit der Bitte um Feuer belästigt. Wird eine Gesetzgebung einmal die Erkenntnis betätigen, daß der Nervenfriede ein so schutzbedürftiges Lebensgut ist wie die Ehre? Die Beleidigung der Ehre wäre in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle, also dort, wo sie eine Beschimpfung und nicht den Vorwurf ehrenrühriger Tatsachen darstellt, als eine Reaktion auf die Störung des Nervenfriedens aufzufassen und für straflos zu erklären, dagegen der Beschimpfte zu bestrafen. Ließe sich eine Statistik des täglichen Verlustes an Nervenkraft anlegen, den man zumal in einer Stadt wie Wien mit ihrer fortwährenden Hemmung des Notwendigen durch das Überflüssige, des Sachlichen durch das Umständliche erleidet, man würde zu grauenhaften Erkenntnissen gelangen. Die von sechs »Speisenträgern« gestellte Frage: »Schon bestellt, bitte?« und die von keinem einzigen

+ In Wien nicht
schon,

+ für Wien 1892.

2. Wien 1892,

↓ Finniker



Der Lebende wird aus dem Leben gestrichen.
Der Schaffende wird aus der Welt geschafft.

Hugo Wolf leidet.

Also lebt er noch.

Der Obrichter fragt:

Hugo Wolf, glaubst du an Brahms?

Hugo Wolf flucht der Clique.

Er wird nicht mürbe.

Gehilfe Dömke ist indessen abgefahren.

Gehilfe Kalbeck ist bereit, auch Hugo Wolf
»aufzuziehen«.

Der Obrichter fragt:

Hugo Wolf, bekennst du, noch immer an Richard
Wagner zu glauben?

Hugo Wolf wüthet, schlägt um sich und schafft.

Der Obrichter lockert die Schrauben: »Un-
zweifelhaft ein Mann von Geist und Talent, aber er
hat sich vor ‚guten Freunden‘ und Ueberhebung zu
hüten«.

Die guten Freunde geben Hugo Wolf zu essen.

Er soll sich hüten, zu essen.

Die guten Freunde geben Hugo Wolf Wohnung.

Er soll sich hüten, im Bette guter Freunde zu
ruhen.

Er hungert nicht mehr. So hüte er sich vor
Ueberhebung, sagt der Obrichter.

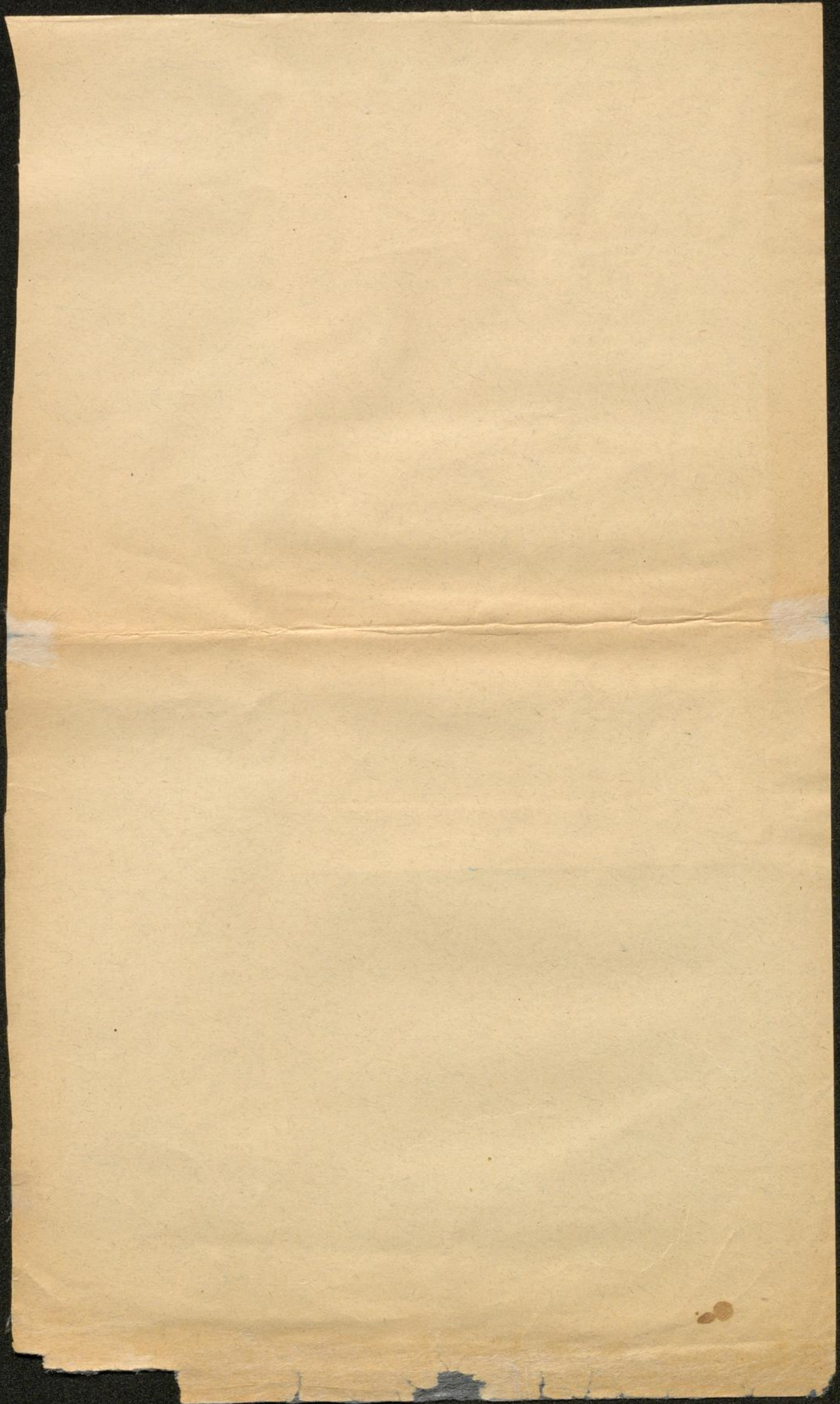
Hugo Wolf hütet sich, geht ins Irrenhaus und
stirbt.

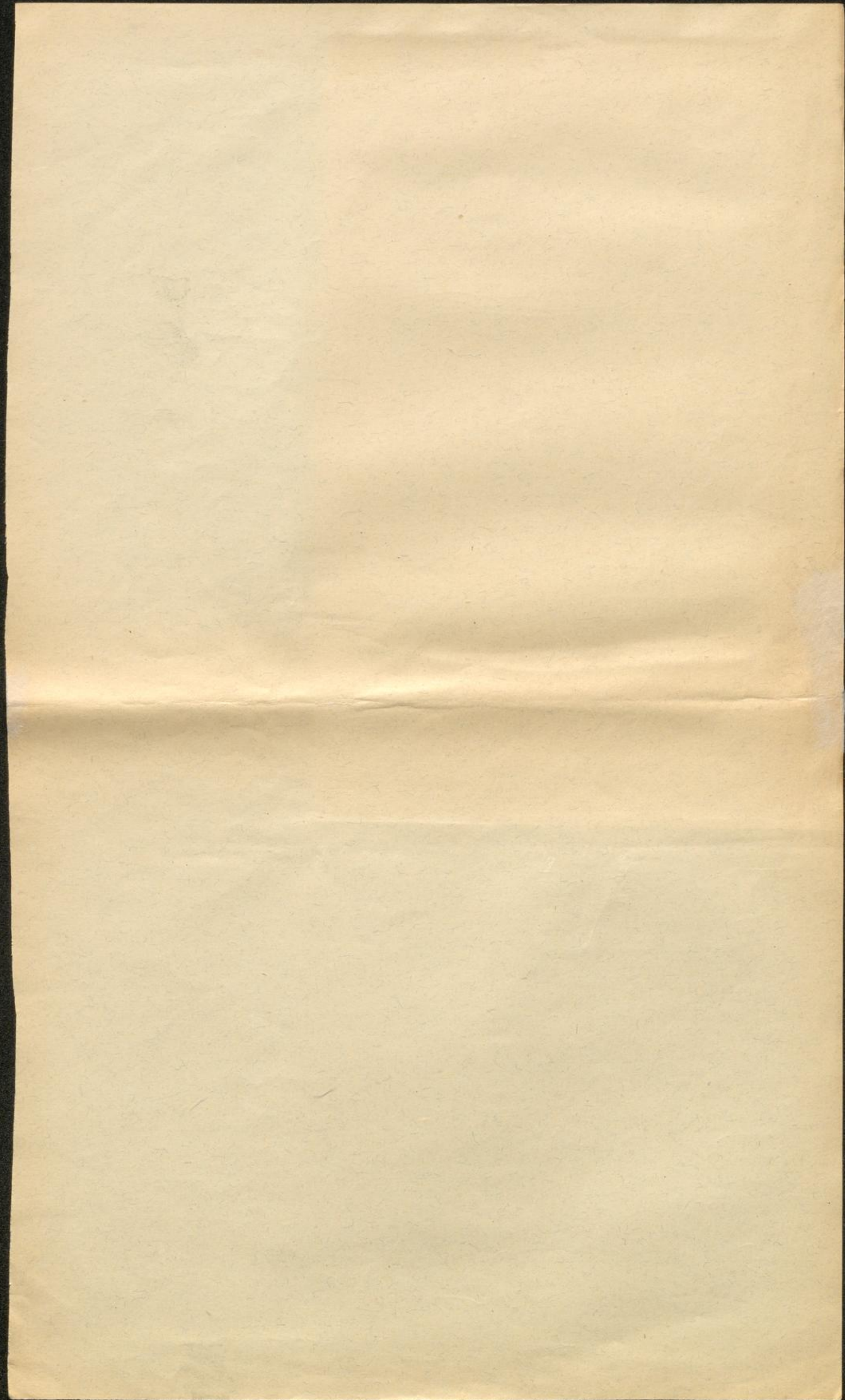
Da wacht das Volk auf und condolirt dem
Herrn Doctor Michael Haberlandt.

Hugo Wolf ist reif für den Anekdoten-Nekrolog
geworden.

Er ist an seinen Goethe- und Moericke-Liedern
gestorben.

Hätte er die Gedichte Rudolf Lothar's componiert,
so wäre sein Name nicht aus den Spalten der Tages-
chronik geschwunden; er wäre täglich zweimal »unser
unsterblicher Hugo Wolf« genannt worden; man hätte





als der sichere Besitz, bei dem die Enge eines Bauers die Pracht des Gefieders lädiert, hat sich noch kein Vogelsteller gesagt. Die Hetäre als ein Traum des Mannes. Aber die Wirklichkeit soll sie ihm zur Hörigen — Hausfrau oder Maitresse — machen, weil das soziale Ehrbedürfnis ihm selbst über einen schönen Traum geht. So will jeder die polyandrische Frau für sich. Diesen Wunsch, nichts weiter, hat man als den Urquell aller Tragödien der Liebe zu betrachten. Der Erwählte sein wollen, ohne der Frau das Wahlrecht zu gewähren. Und daß vollends Titania auch einen Esel herzen könne, das wollen die Oberone nie begreifen, weil sie gemäß ihrer höheren Besinnungsfähigkeit und ihrer geringeren Geschlechtlichkeit nicht imstande wären, eine Eselin zu herzen. Darum werden sie in der Liebe selbst zu Eselsköpfen. Ohne ein vollgerüttelt Maß von sozialer Ehre können sie nicht leben; und darum Räuber und Mörder! Zwischen den Leichen aber schreitet eine Nachtwandlerin der Liebe dahin. Sie, in der alle Vorzüge der Frau eine in sozialen Vorstellungen befangene Welt zu Lastern werden ließ. Einer der dramatischen Konflikte zwischen dem weiblichen Sexualtemperament und einem männlichen Dummkopf hat Lulu der irdischen Gerechtigkeit ausgeliefert, und sie müßte in neunjähriger Kerkerhaft darüber nachdenken, daß Schönheit eine Strafe Gottes sei, wenn nicht die ihr ergebenen Sklaven der Liebe einen romantischen Plan zu ihrer Befreiung ausheckten, einen, der nur in fanatisierten Gehirnen reifen, nur fanatischem Willen gelingen kann. Mit Lulus Befreiung hebt die »Büchse der Pandora« an. Lulu, die Trägerin der Handlung im »Erdgeist«, ist jetzt die Getragene. Mehr denn früher zeigt sich, daß ihre Anmut die eigentliche leidende Heldin des Dramas ist; ihr Porträt spielt eine größere Rolle als sie selbst, und waren es früher ihre aktiven Reize, die die Handlung schoben, so ist jetzt auf jeder Station des Leidensweges der Abstand zwischen einstiger Pracht und heutigem Jammer der Gefühls-

1. Ab

~~Handwritten scribble~~

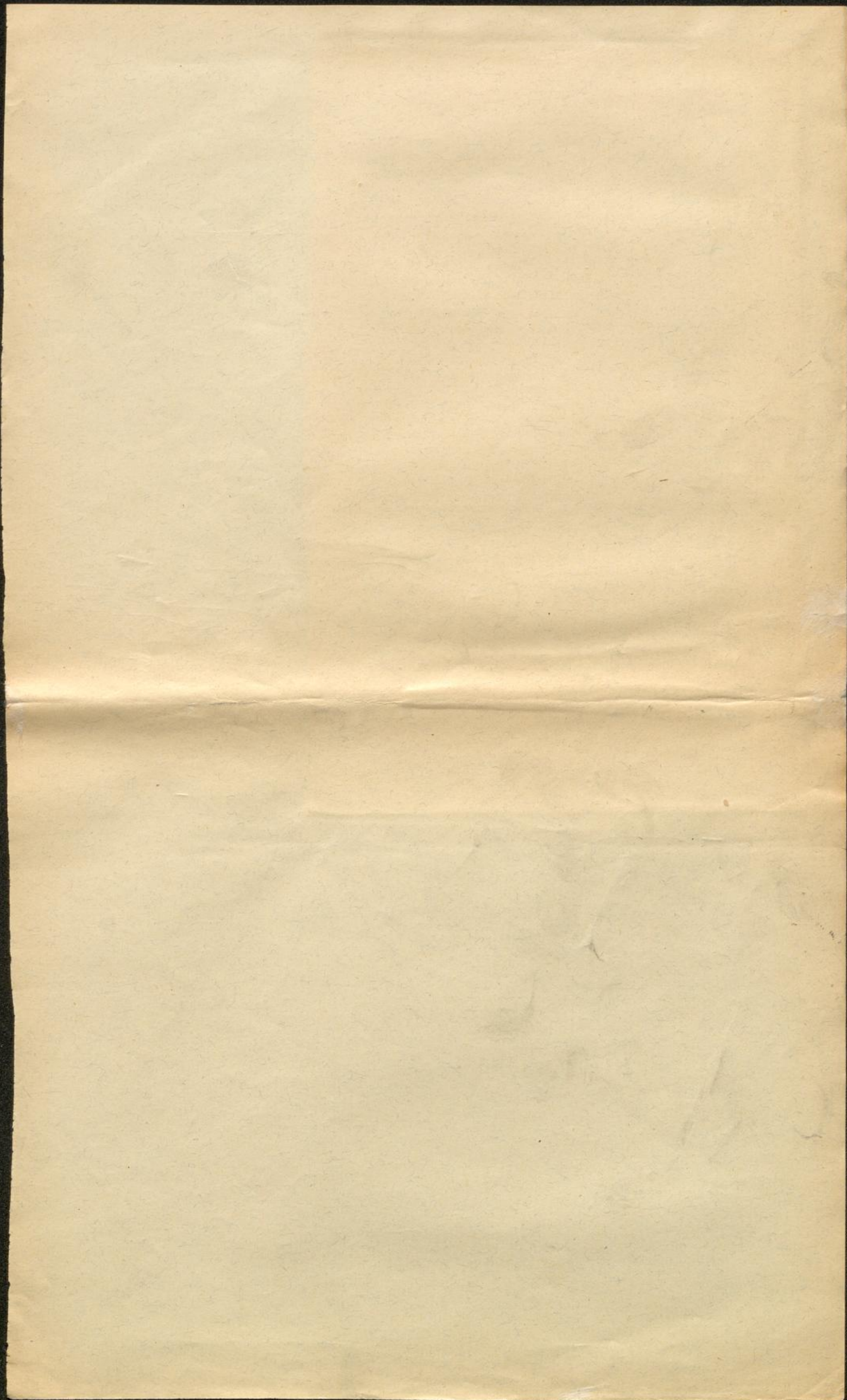
Handwritten mark

all

Handwritten notes and scribbles on the right side of the page, including:

- Handwritten numbers: 26
- Handwritten words: "Handwritten notes and scribbles" (e.g., "Handwritten notes", "Handwritten scribbles")
- Handwritten phrases: "Handwritten phrases" (e.g., "Handwritten phrases", "Handwritten phrases")

Handwritten mark



ihn interviewt wie einen Confectionär und Hutmacher.

Nach 200 Jahren wird ein Geschichtsforscher die Wiener Cultur am Ausgang des 19. Jahrhunderts aus vergilbter Tageschronik studieren.

Er wird schreiben:

»Am Ausgange des 19. Jahrhunderts machten Richard Wagner, Anton Bruckner, Hugo Wolf vergebliche Versuche, in Wien die Anerkennung kleiner Kreise zu erringen; ihre Namen verblassten vor dem Ruhm eines Künstlers, dessen Erinnerung nicht aus dem Gedächtnisse der Wiener schwinden konnte. Als der bedeutendste Componist um das Jahr 1900 muß, wenn wir den uns zugänglichen Quellen trauen dürfen, Charles Weinberger bezeichnet werden«.



Die »k. k. Socialdemokraten« sind der »innere Feind«, und die Christlichsocialen treten jederzeit voll und ganz und unentwegt für das »Rothschild-Militär« ein, — so lautet das Sprüchlein, das man sich aus Herrn Dr. Lueger's letzten Reden zu machen hat. Eines der artigsten Widersprüchlein, die dem Bürgermeister je seine Feinde nachgewiesen haben . . . Mit Zustimmung und oft mit ästhetischer Freude konnte man Herrn Dr. Lueger folgen, wo er den Börsenliberalismus bekämpfte, und wer es mit dem Socialismus ernst meint, durfte den temperamentvollen Mann um der Angriffe willen auf ein Socialdemokratenthum, das sich mit dem Börsenliberalismus versippte, am meisten loben. Aber Herr Dr. Lueger hat schließlich vergessen, was er eigentlich will: daß die

Key West (outgoing)

»Und wissen Sie nicht, wer ich bin?« schreit der Andere — »Ich bin Hypochonder!«... Rief's, und mit ergebener Bitte um Entschuldigung, daß er ihn nicht sogleich erkannt habe, öffnete der Kondukteur die Tür des Separatcoupés.



Die Kartoffelbegeisterung.

Der Prater sieht heuer auch sein technisches Frühjahrsrennen, den Wettkampf zwischen Benzin und Spiritus. In der Rennbahn des Ausstellungsparkes schießen die Automobile daher mit jenem Übermut, der schon längst die Friedfertigkeit unserer Landstraßen in Unsicherheit verwandelt hat. Hingegen kann man der Spirituslokomotive, die neben den Autos gemächlich einherhumpelt, eine Gefährlichkeit nicht zuerkennen, sie ist geradezu ein Muster von Harmlosigkeit. Wären die technischen Bedingungen nicht verschieden und hätte nicht der Zufall des analogen Raumbedürfnisses beide Bahnen so nahe gerückt, man müßte diese Nebeneinanderstellung von Benzin und Spiritus, die zum Vergleich förmlich herausfordert, als die beste Idee der Ausstellungs-Kommission bezeichnen. Denn deutlicher und populärer als durch dieses Zirkusspiel konnte die Überlegenheit des Benzins als Kraftquelle über den Spiritus nicht versinnlicht und einer der wichtigsten Leitgedanken der Ausstellung, die Hervorhebung des Kraftalkohols, nicht besser in sein Gegenteil verwandelt werden.

»Benzin 1, Spiritus 2« — das sind die heute beim Rennen errungenen Plätze. Die Ziffern drücken auch den Rang im Konsum, haarscharf aber das Verhältnis der Kosten der beiden Energiestoffe

*Schubelohnd, aus der seltenen
bevorzogenen Benzins*

Titel

| Hypochonder - Schilbrowd. |

bringen
Käiser

ausgeführte Bestellung, der von sechs Speisenträgern mechanisch wiederholte und von keinem Zahlkellner erhörte Ruf »Zahlen!«, sie bilden ein trauriges Kapitel jener nervenmordenden Gemütlichkeit, die die Ehre dieser Stadt bedeutet.

Die Menschen, die hier nicht leiden, gehören samt und sonders ins Schwarze Buch. Sie freuen sich auch der Wiener Friseursitten. Daß Friseurgespräche möglich sind, beweist den Mangel an Denkgepflogenheit, der in Wien herrscht. Friseurgespräche sind nämlich dem Bedürfnis des mechanisch funktionierenden Barbiers nach einer »geistigen Ansprache« entsprungen. Das immer bereite Gehirn des Durchschnittsmenschen geht auf den Versuch einer Gedankenoperation, der den Friseur lockt, sofort ein. Wie leer müssen die Köpfe sein, die für die meteorologischen und politischen Betrachtungen des Rasierenden immer Platz haben! Ich habe oft darüber gestaunt. Noch nie ließ ich ein Friseurgespräch mit mir anknüpfen. Dagegen habe ich hin und wieder selbst eines angeknüpft. Wenn ich mich nämlich für die Entwicklung des Wiener Friseurgewerbes interessierte, wußte ich mich an keine kompetentere Instanz zu wenden, als an den Friseur. Stets aber habe ich gewünscht, daß jede Anregung, die vom Friseur ausgeht, untersagt werde. Die Störung eines Gedankenganges durch Wendungen wie: »Jetzt sind die meisten Herrn schon in die Ferien«, oder: »Die Demonstration ist ganz ruhig verlaufen«, sind unerträglich. Eine Bemerkung wie: »Frisch ist's heut' draußen« ist überflüssig: entweder hat's der Besucher, der ja von draußen kommt, selbst gespürt, dann braucht es ihm kein Friseur der Welt zu bestätigen; oder er ist unempfindlich, dann nützt die richtigste Ansicht des Friseurs nichts. Derlei Kalamitäten wäre einfach durch eine Verordnung beizukommen; ähnlich wie der Sitte der Wiener Gasthauskellner, eine bestellte Speise, mit der sich die Geschmacksnerven schon fünf Minuten lang beschäftigt haben, mit der Bemerkung

~~Ich habe oft~~
Ich habe oft gestaunt
noch nie ließ ich

→ mich beknüpfen

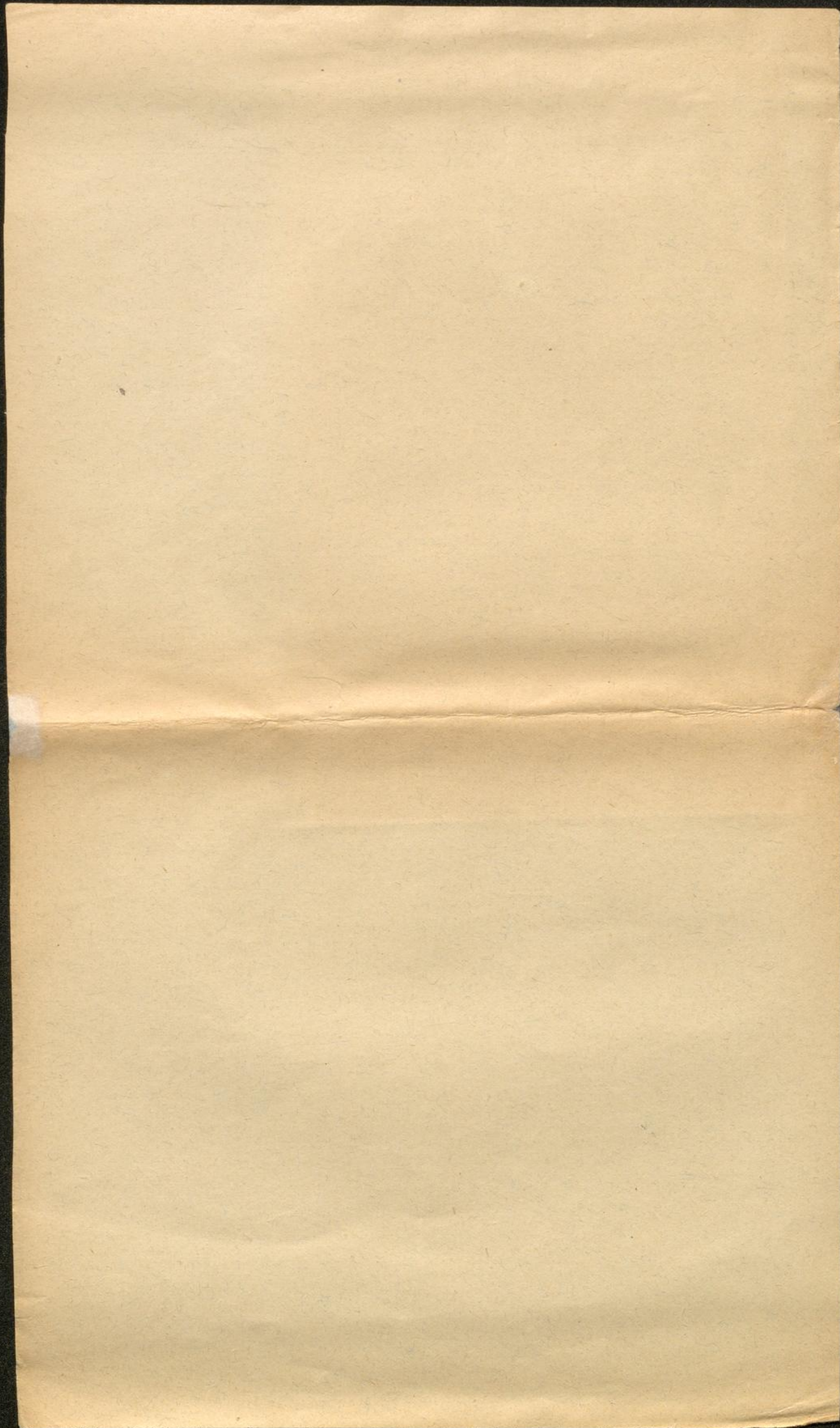
↓ Unempfindlichkeit

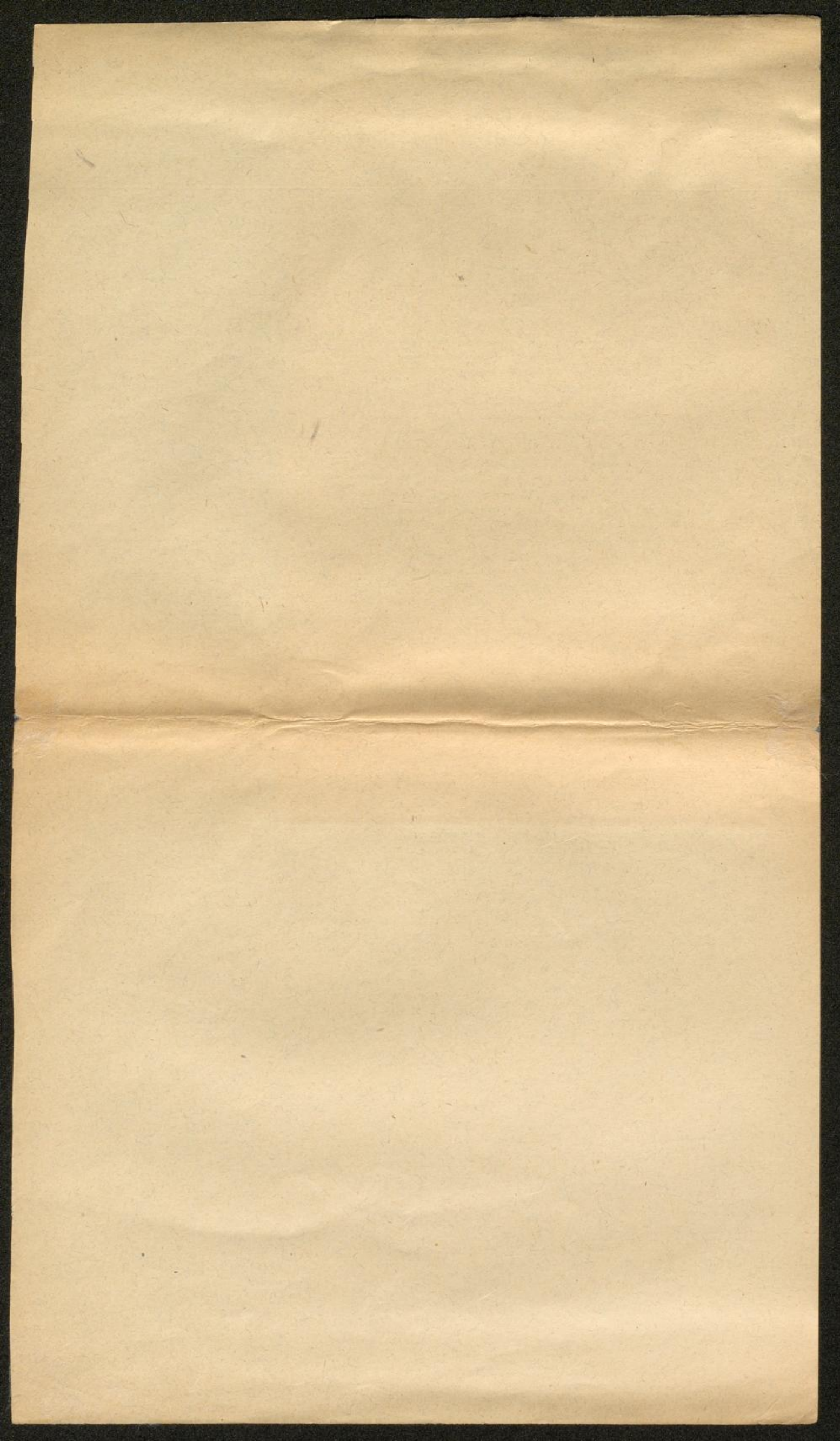
→ sagen

↓ Klumpen

→ einmal

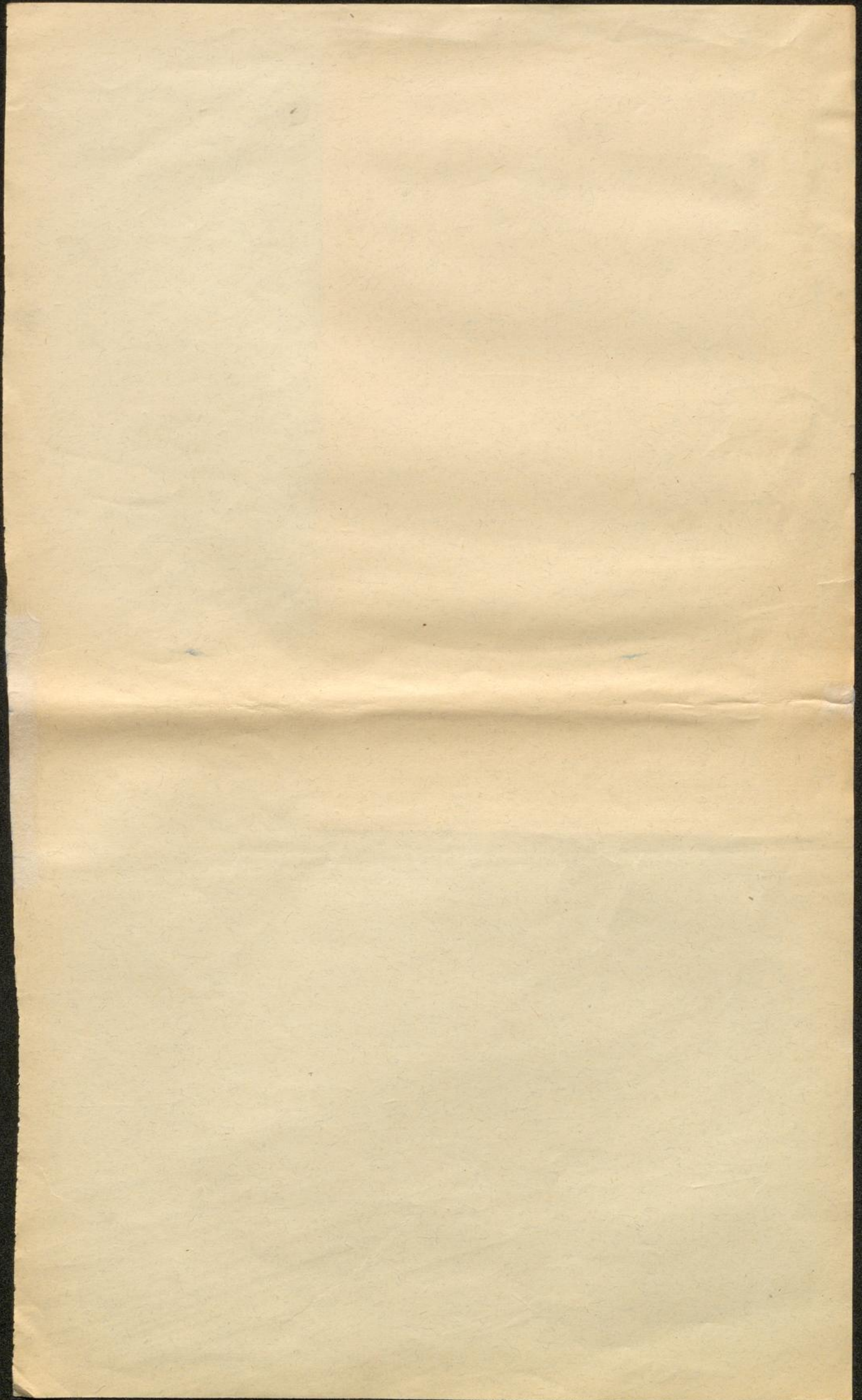
↳ die Friseur mit der besten Klugheit ~~in~~
in der Hand nicht selbst





erreger. Die große Vergeltung hat begonnen, die Revanche einer Männerwelt, die noch die eigene Schuld zu rächen sich erkühnt. »Die Frau« sagt Alwa, »hat in diesem Zimmer meinen Vater erschossen; trotzdem kann ich in dem Morde wie in der Strafe nichts anderes als ein entsetzliches Unglück sehen, das sie betroffen hat. Ich glaube auch, mein Vater hätte, wäre er mit dem Leben davongekommen, seine Hand nicht vollständig von ihr abgezogen.« In dieser Empfindensfähigkeit gesellt sich dem überlebenden Sohn der Knabe Alfred Hugenberg, dessen rührendes Schwärmen im Selbstmord endet. Aber zu einem Bündnis, das ergreifender nie erfunden wurde, treten Alwa und die opferfreudige, seelenstarke Freundin Geschwitz zusammen, zu einem Bündnis heterogener Geschlechtlichkeit, die sie doch beide dem Zauber der allsexuellen Frau erliegen läßt. Das sind die Gefangenen ihrer Liebe. Alle Enttäuschung, alle Qual, die von einem geliebten Wesen ausgeht, das nicht zu seelischer Dankbarkeit erschaffen ist, scheinen sie als Wonnen einzuschlüpfen, an allen Abgründen die ästhetischen Werte bejahend. Ihre Gedankenwelt ist, mag er sie auch noch so sehr in einzelnen Zügen von der seinen differenzieren, die Gedankenwelt des Dichters, jene, die schon in dem Shakespeareschen Sonett zu klingen anhebt:

Wie lieblich und wie süß machst Du die Schande,
Die wie ein Wurm in duftiger Rose steckt
Und Deiner Schönheit Knospenruf befleckt —
Du hüllst die Schuld in wonnige Gewande!
Die Zunge, die wohl Deinen Wandel tadelt,
Wenn sie, leichtfertig deutend, von Dir spricht,
Läßt ohne Lob doch selbst den Tadel nicht,
Weil schon Dein Name bösen Leumund adelt.
O welche Wohnung ward den Fehlern, die
Zu ihrem Aufenthalt Dich auserlesen!
Die reinste Schönheit überschleiert sie
Und tadellos erscheint Dein ganzes Wesen.



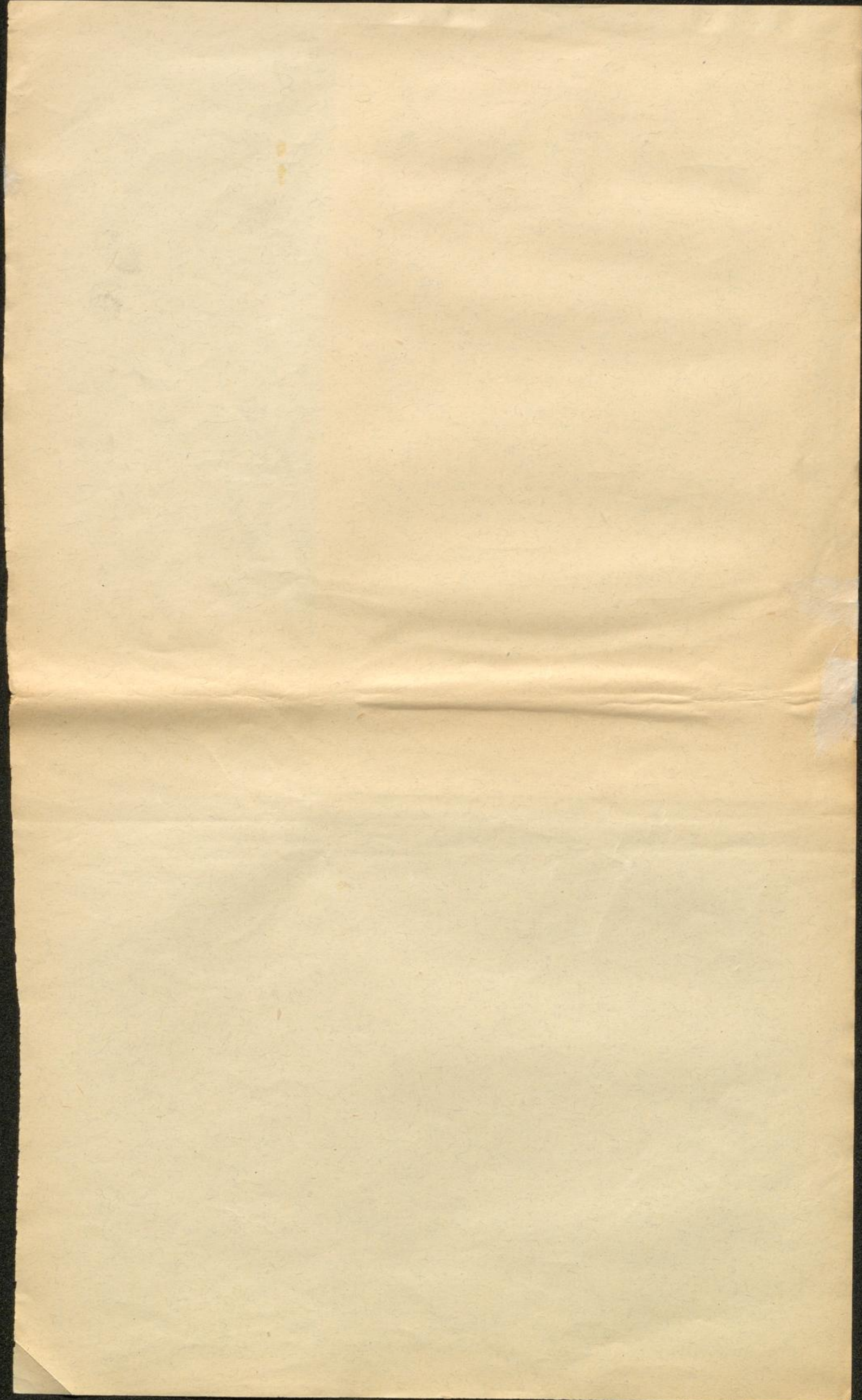
Man kann's auch — mit einem albernen Roman-Medizinerwort — Masochismus nennen. Aber er ist nun einmal der Boden künstlerischen Empfindens. Der »Besitz« der Frau, die Sicherheit des beatus possidens ist es, ohne die Phantasiearmut nicht glücklich sein kann. Realpolitik der Liebe! Rodrigo Quast, der Athlet, hat sich eine Nilpferdpeitsche angeschafft. Mit der wird er die Frau nicht nur zur »zukünftigen pompösesten Luftgymnastikerin der Jetztzeit« machen, sondern auch zum treuen Eheweib, das bloß jene Kavaliere bei sich zu empfangen hat, die er selbst bestimmt. Mit diesem unvergleichlichen Philosophen der Zuhältermoral beginnt der Zug der Peiniger: nun werden die Männer an Lulu durch Gemeinheit vergelten, was sie durch Torheit an ihr gesündigt haben. Die Reihe der verliebten Alleinbesitzer wird naturnotwendig durch die Reihe der Praktiker der Liebe abgelöst. In ihr folgt auf Rodrigo, der die Fähigkeit verlernt hat, zwei gesattelte Kavalleriepferde auf seinem Brustkorb zu balancieren, Casti Piani, dessen Schurkengesicht eine ähnliche sadistische Gewalt über Lulu's Sexualwillen erlangt hat. Um jenem Erpresser zu entinnen, muß sie sich diesem an den Hals werfen, bis der Erschöpften als der letzte und summarische Rächer des Männergeschlechts Jack the ripper in den Weg tritt. Von Hugenberg, dem seelischsten, führt der Weg bis zu Jack, dem sexuellsten Manne, dem sie natürlich zufliegt wie die Motte dem Licht, — zu dem extremsten Sadisten in der Reihe ihrer Peiniger, dessen Messeramt symbolisch zu deuten ist: er nimmt ihr, womit sie an den Männern gesündigt hat...

Aus einer losen Reihe von Vorgängen, die ebenso eine Kolportageromanphantasie hätte erfinden können, baut sich dem helleren Auge eine wundervolle Welt der Perspektiven, und Symbole, der Stimmungen und Erschütterungen auf, und die Hintertreppenpoesie wird zur Poesie der Hintertreppe, die

1/2
— 1/2 —

+ dem...
+ dem...

M...
M...



mir lieber, als die ganze moderne Musik«; »Ich versteh' das Stück nicht; man weiß nicht, soll man weinen oder soll man lachen!«; »Na ja! Sie sind noch ein Idealist!«; (Zu einem Dichter:) »Sie, für Sie hätt' ich einen Stoff! Hören Sie, was mir passiert ist!..«; (Im Zwischenakt einer Ibsen-Aufführung im Deutschen Volkstheater:) »Können Sie ibsen?« oder ^{fuhr} ~~wenigstens~~: »Sie können noch eine Schinkensemmel essen? Mir ist der Appetit schon längst vergangen«; (Bei einer Hochzeit zu der im Alter nachfolgenden Schwester der Braut:) »Nö, jetzt kommst du d'ran«; (Bei der Besichtigung einer von Adolf Loos eingerichteten Wohnung:) »Gnädige Frau, mach' Ihnen mein Kompliment — reinste Sezession!«; (Beim Zitieren eines Satzes aus der »Fröhlichen Wissenschaft«:) »Du wirst mir doch nicht mit Nietzsche kommen? Der hat doch bekanntlich im Irrenhaus gendert«; »Haben Sie schon den neuesten Pollack-Witz gehört?« ...

Das ist so ziemlich der Geist, der in Schauspielhäusern, Konzertsälen und Kunstausstellungen die Entwicklung der Dinge bestimmt. Ein Grauen erfaßt einen. Bei besonderen Gelegenheiten, im Foyer einer Sensationspremière, im Trubel einer Silvesternacht, stinkt diese ganze fürchterliche Öde des Bildungsphilisteriums auf. Das sind die Menschen, die von der Kunst verlangen, daß sie sie »erhebe«: »den Schmutz der Gasse haben sie zuhause«. Man würde sie wonnegrünzen hören, wenn man sie bei der Lektüre eines Feuilletons von Paul Goldmann ertappte!



der ~~Er~~ Erhaltung

In einem Artikel über die Demission des serbischen Cabinets, dessen Chef zur Zeit des Ereignisses fern von Belgrad weilte, schreibt die 'Neue Freie Presse' (22. Juli) wörtlich:

»In Bälde wird man wohl erfahren, über welchen Stein Wladan Gjorgjivic in seiner Abwesenheit gestolpert ist.«

Die 'Neue Freie Presse' möchte bekanntlich Milan zuliebe den jungen König von Serbien im übelsten Lichte erscheinen lassen und sucht ihn auch in körperlicher Beziehung schlecht zu machen. Schonungslos deckt sie alle seine Defecte auf und schreibt: »Vor dem Publicum hält er sich aufrecht und stramm, im Privatleben aber, wenn er sich unbeachtet glaubt, geht er etwas nach vornüber gebeugt.« Dann weist sie aber sogar nach, dass er lange Zeit im Wachsthum gänzlich zurückgeblieben war. Dies wagt sie zwar nicht direct zu behaupten, aber sie sagt es in Form der folgenden Umschreibung: »Die Schrecken des Krieges mit Bulgarien umhallten seine Wiege.« Wenn man nun bedenkt, dass der König 24 Jahre alt ist und dass der serbisch-bulgarische Krieg 1885 ausbrach, so folgt doch ganz klar, dass der König Alexander, der heute noch nicht aufrecht gehen kann, mit neun Jahren noch in der Wiege gelegen ist. Und solche Leute heiraten!

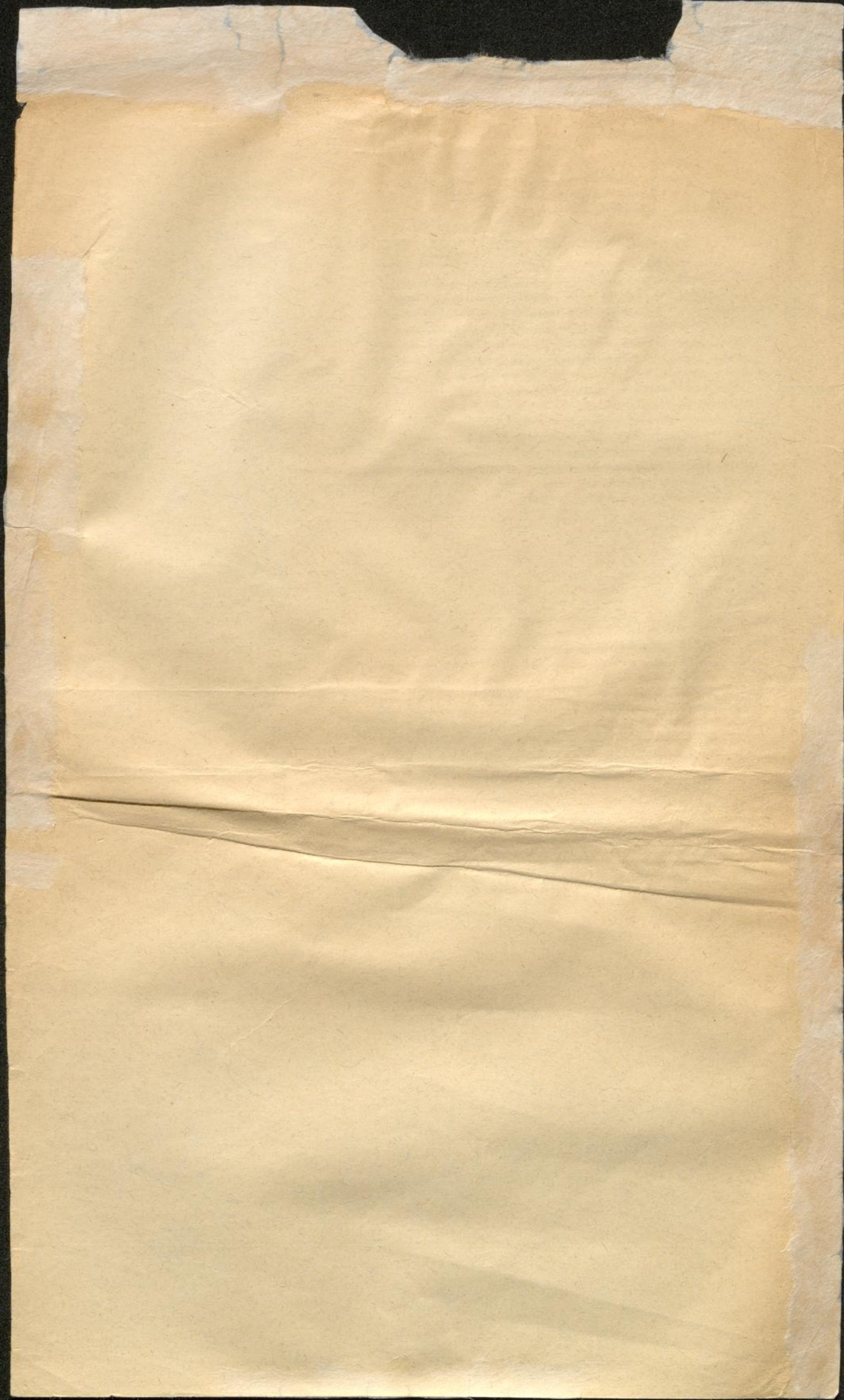


Juli 1900

SECESSIONSBÜHNE.

Nach dem Gastspiel des »Deutschen Theaters«, das die moderne Schauspielkunst als eine Uebung dialectgewohnter Dilettanten, als ~~simple~~ Schlierseerei entpült hat, kamen, wie alljährlich, die ~~wirklichen~~ die ~~flaxen-~~ und zitherschlagenden Schlierseer ins Land und wurden, wie alljährlich, als moderne Schauspieler gepriesen. Der Jubel klang diesmal freilich schon etwas gedämpft, selbst Herr Bahr schrieb ~~pur ein Feuilleton~~

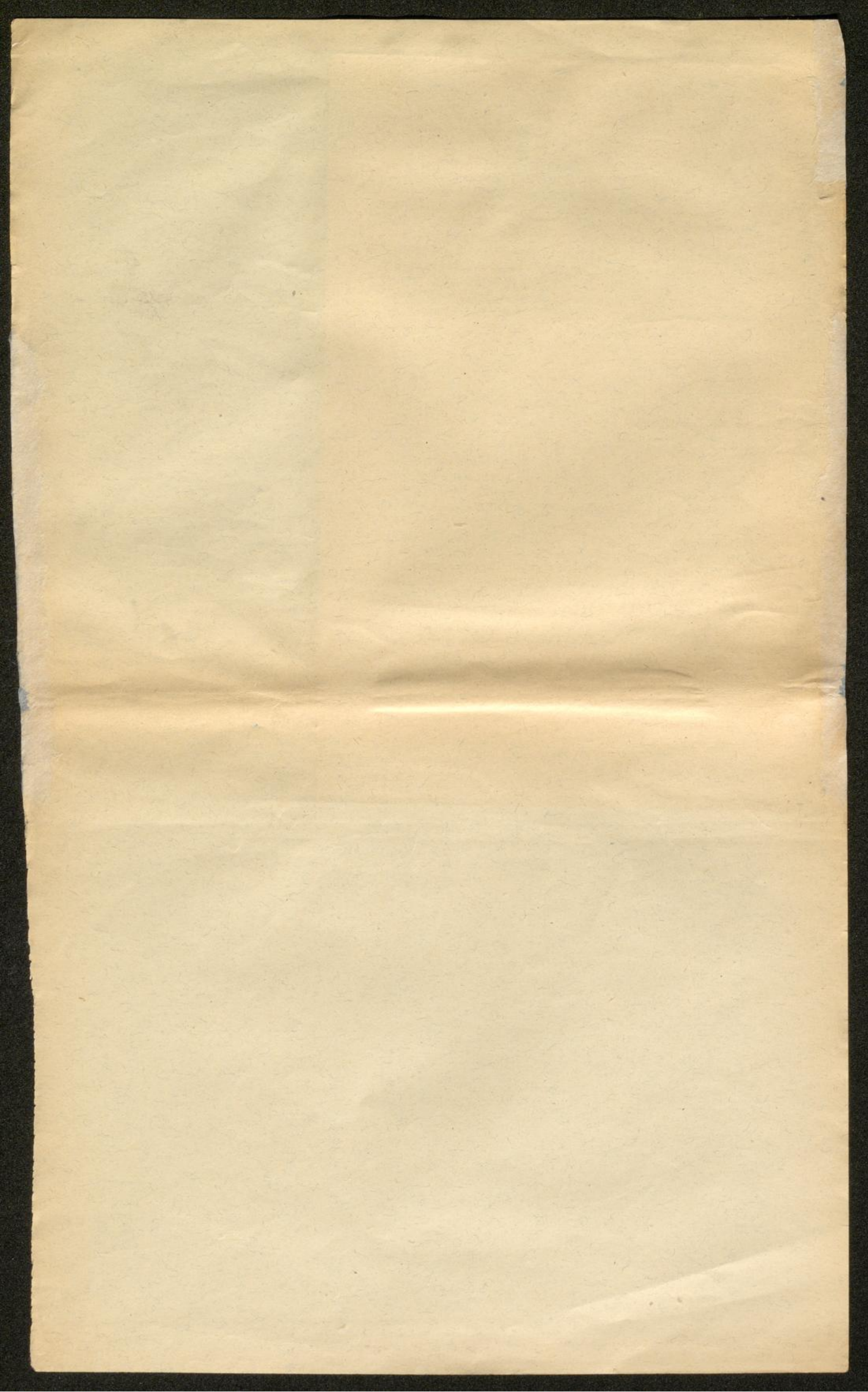
Handwritten notes:
H am Art. ~~größerer~~
Haupt,
H J

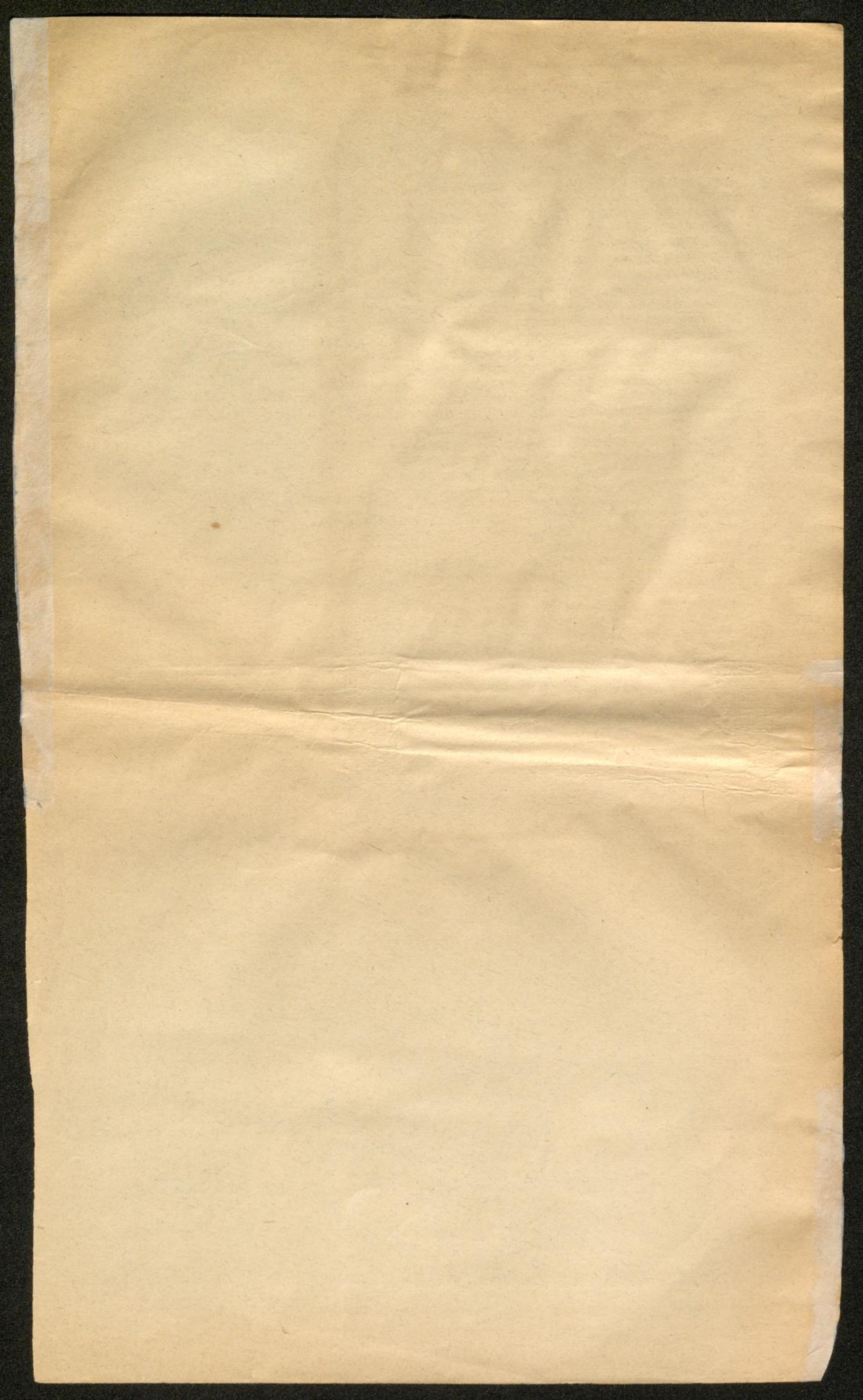


nur jener offizielle Schwachsinn, dem ein schlecht gemalter Palast lieber ist, als eine gut gemalte Gosse, verdammen kann. Daß Frank Wedekind ein Menschenschilderer ist, wäre schon ein Lob, das ihn über die Milieuschilderer himmelhoch emporhobe. Aber er ist auch der erste deutsche Dramatiker, der wieder dem Gedanken den langentbehrten Zutritt auf das Theater verschafft hat. Alle Natürlichkeitsschrullen sind wie weggeblasen. Was in und hinter den Menschen liegt, ist wieder wichtiger, als was für einen Sprachfehler sie haben. Sie halten sogar wieder — man wagt es kaum auszusprechen — Monologe. Auch wenn sie miteinander auf der Szene stehen. Der Vorhang geht auf, und ein gedunsener Athlet spinnt seine Zukunftsträume von fetten Gagen und Zuhältergewinsten, ein Dichter zetet wie Karl Moor über das tintenklecksende Säkulum und eine leidende Frau träumt von der Rettung ihrer abgöttisch geliebten Freundin. Drei Menschen, die aneinander vorbeisprechen. Drei Welten. Eine dramatische Technik, die mit einer Hand drei Kugeln schiebt. Man kommt dahinter, daß es eine höhere Natürlichkeit gibt als die der kleinen Realität, mit deren Vorführung uns die deutsche Literatur durch zwei Jahrzehnte im Schweiß ihres Angesichtes dürftige Identitätsbeweise geliefert hat. Eine Sprache, die die verblüffendste Verbindung von individueller Charakteristik und aphoristischer Erhöhung darstellt. Jedes Wort zugleich dem Einzelmenschen und seinem Typus, seinem Stande, seiner Weltanschauung angepaßt, Gesprächswendung und Motto. Ein Zuhälter sagt: »Bei ihrer praktischen Einrichtung kostet es die Frau nicht halb so viel Mühe, ihren Mann zu ernähren, wie umgekehrt. Wenn ihr der Mann nur die geistige Arbeit besorgt und den Familiensinn nicht in die Binsen gehen läßt«. Wie hätte das ein sogenannter Realist ausgedrückt? Szenen wie die zwischen Alwa und Lulu im ersten, zwischen Casti Piani und Lulu im zweiten und vor

→ Natur + ...

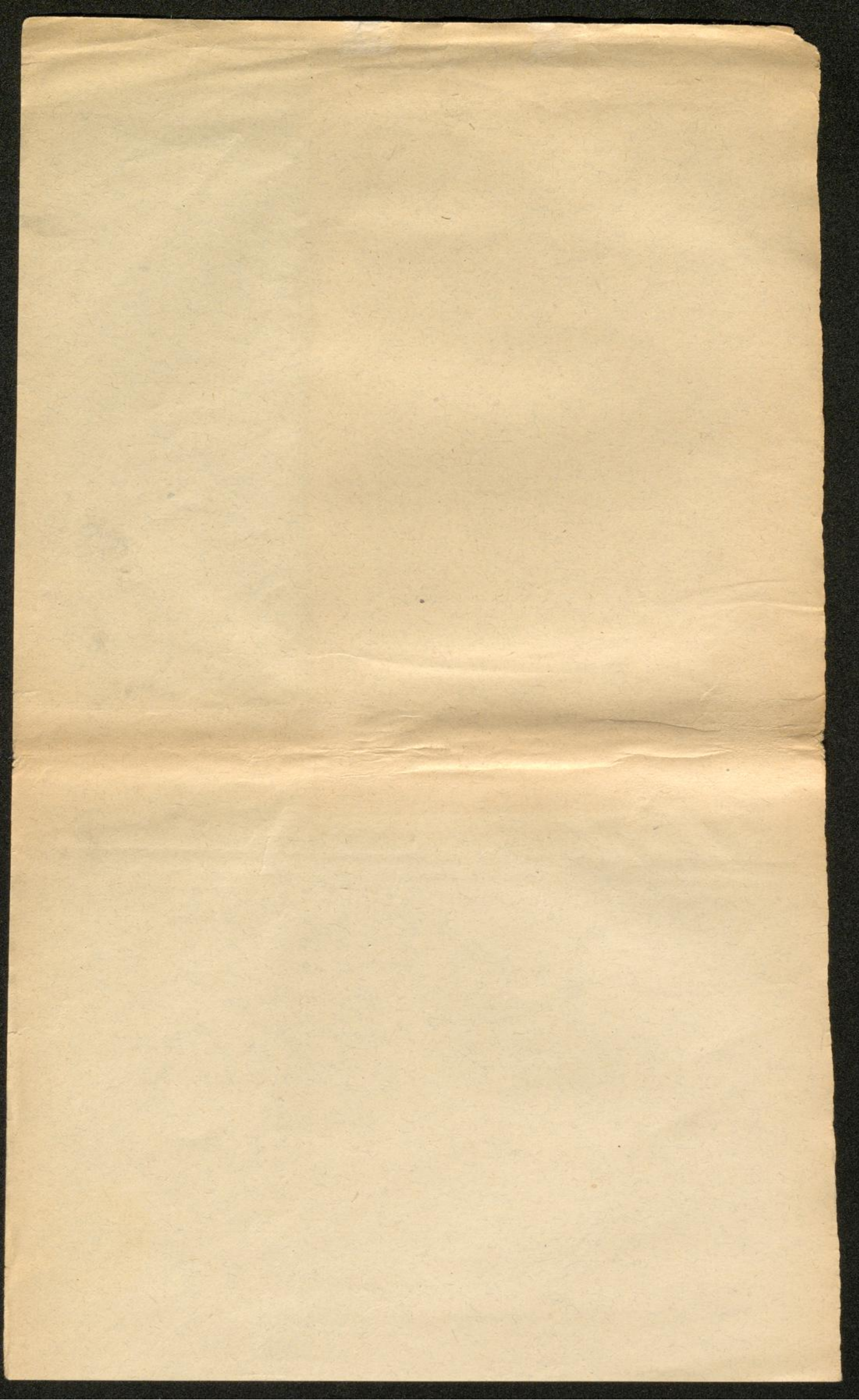
[Handwritten signature and notes]
...
...
...





allem jene im letzten Akt, in der die Geschwitz mit Lulus Porträt in das Londoner Elend hineinplatzt, hat ein anderer deutscher Dramatiker mit kunstvollster Stimmungstechnik nicht zustande gebracht. Hier, besonders im dritten Akt, hat die Hand eines neuen Shakespeare den tiefsten Griff in das Menscheninnerste getan. Grotesk wie das Leben selbst ist diese Abwechslung clownhafter und tragischer Wirkungen bis zur Möglichkeit, beim Stiefelanziehen von stärkster Erschütterung durchwühlt zu sein. Wie ein Fiebertraum — der Traum eines an Lulu erkrankten Dichters — jagen diese Vorgänge. Alwa könnte am Schluß sich über die Augen fahren und in den Armen der geliebten Frau erwachen, die sich erst im Jenseits den Schlaf aus den Augen reibt. Dieser zweite, der Pariser Akt, mit seinen matten Farben eines schäbigen Freudenlebens: Alles wie hinter einem Schleier, bloß eine Etappe auf den parallelen Leidenswegen Lulus und Alwas. Sie, vorne, das Blatt eines Erpressers zerknitternd, er hinten im Spielzimmer ein schwindelhaftes Wertpapier in der Hand. Im Taumel der Ver lumpung geht er nur flüchtig über die Szene. Alles drängt dem Abgrund zu. Ein Gewirr von Spielern und Kokotten, die ein gaunerischer Börsianer betakelt. Alles schemenhaft und in einer Sprache ausgedrückt, die einen absichtlich konventionellen Ton muffiger Theaterdialoge hat: »Und nun kommen Sie, mein Freund! Jetzt wollen wir unser Glück im Baccarat versuchen!« Der »Marquis Casti Piani« — nicht als Mädchenhändler, sondern als die leibhaftige Mission des Mädchenhandels auf die Bühne gestellt. In zwei Sätzen soziale Schlaglichter von einer Grelligkeit, die nur der Schleier der Vorgänge dämpft, ein Ironiegehalt, der ganze Pamphlete gegen die Heuchlerin Gesellschaft und den Heuchler Staat überfüßig macht. Ein Mensch, der Polizeispion und Mädchenhändler zugleich ist: »Die Staatsanwaltschaft bezahlt demjenigen, der die Mörderin des Dr. Schön der Polizei

— J. Müller



in die Hand liefert, 1000 Mark.... Dagegen bietet das Etablissement Oikonomopulos in Kairo 60 Pfund für Dich. Das sind 1200 Mark, also 200 Mark mehr als der Staatsanwalt bezahlt«. Und, da ihn Lulu mit Aktien abfertigen will: »Ich habe mich nie mit Aktien abgegeben. Der Staatsanwalt bezahlt in deutscher Reichswährung und Oikonomopulos zahlt in englischem Gold«. Die unmittelbarste Exekutive staatlicher Sittlichkeit und die Vertretung des Hauses Oikonomopulos in einer und derselben Hand vereinigt!..... Ein gespenstisches Huschen und Hasten, ein Grad dramatischer Andeutung, den Offenbach festgehalten hat, da er die Stimmungen E. T. A. Hoffmanns vertonte. Olympia-Akt. Wie Spalanzani, der Adoptivvater eines Automaten, beschwindelt dieser Puntschu mit seinen falschen Papierwerten die Gesellschaft. Seine dämonische Verschmitztheit findet in ein paar Monologsätzen einen philosophischen Ausdruck, der den Unterschied der Geschlechter tiefer erfaßt als ~~manch ein Buch~~. Er kommt aus dem Spielsaal und freut sich diebisch, daß seine Moral um soviel einträglicher ist, als die Moral der Sirenen, die dort um ihn versammelt waren. Sie müssen ihr Geschlecht, ihr Josaphat, wie er sagt, vermieten; er kann sich mit seinem Verstande helfen. Die armen Frauenzimmer setzen das Kapital ihres Körpers zu; der Verstand des Spitzbuben erhält sich frisch, ohne daß mit Eau de Cologne nachgeholfen werden müßte. So triumphiert die Unethik des Mannes über die Unethik der Frau. Der dritte Akt. Hier, wo Knüppel, Revolver und Schlächtermesser spielen, aus diesen Abgründen einer rohen Tatsachenvelt klingen die ergreifendsten Töne. Das Un-erhörte, das sich hier begibt, mag Leute, die von der Kunst nichts weiter verlangen, als eine Erholung oder als daß sie wenigstens nicht die Grenze ihrer eigenen Leidensmöglichkeiten überschreite, abstoßen. Aber ihr Verstand müßte so schwach sein,

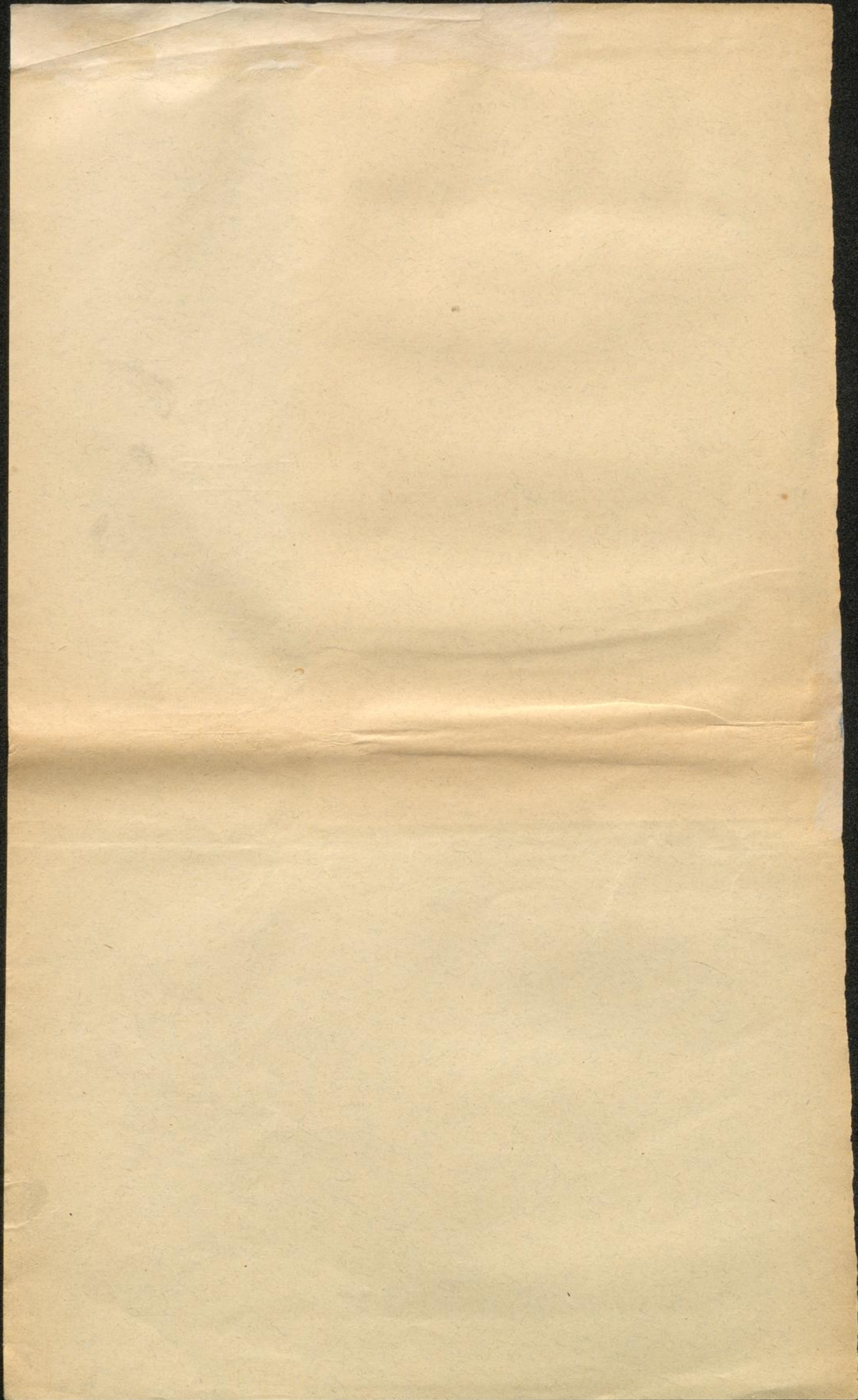
+ alle ~~...~~ ~~...~~
+ ~~...~~
+ ~~...~~

+ ~~...~~

H. m. v.

+ ~~...~~

+ ~~...~~



Die Empfänglichkeit unseres Bahr für beide Arten stellt die Verbindung her. Die Weisswürste des Realismus haben an ihm ihren Lobsprecher, aber für die »gebackenen Dukaten des Symbolismus« — das schmackhafte Wort hat er vor etwa zehn Jahren geprägt — ist er auch zu haben. »Es muss endlich einmal irgendwo ein Ideal aufgestellt werden!« ruft er (N. W. T., 13. Juli) aus; darum empfiehlt er gleich zwei. Wenn man diese bacchantische Impotenz, die auch im Rahmen eines großen Annoncenblattes ihre alten Capriolen aufführt, durch die Feuilletonspalten toben hört, möchte man meinen, vor dem Unternehmen des Herrn Martin ~~feete~~ Blaustein habe es in deutschen Landen nie eine Schauspielkunst gegeben. Aber auch Herr Martin genügt dem Bahr'schen Ideal vom 13. Juli nicht. Der Orchesterraum des Josefstädter Theaters ist während des Gastspieles der »Secessionsbühne« zwar mit einer Leinwand überzogen, auf der in geschmacklosen Lettern Bahrs berühmtes Wort: »Der Zeit ihre Kunst« geschrieben steht. Aber das ist noch gar nichts. Bahr verlangt eine directere Verbindung des Zuschauers mit dem Schauspieler. Unsere Theaterräume haben eine »durchaus undramatische Form«, klagt er. Der Zuschauer muss »von der Handlung ergriffen und mitgerissen« werden. Das ist bisher noch nie der Fall gewesen. Die ältesten Leute erinnern sich nicht, dass Anschütz' Lear, Baumeisters Richter von Zalamea und die Cleopatra der Wolter eine tragische Wirkung geübt hätten. Die dramatische Handlung muss wieder »unter dem Publicum geschehen«, dieses zur »Mitwirkung« herangezogen werden. Hamlet muss unter die Zuschauer treten, den oder jenen Habitué »bei der Hand nehmen und ihn bittend und betheuernd schütteln«. So war's zu Shakespeares Zeiten, da eine schlichte Aufschrift ausreichte, um die Illusion von einem Wald zu erwecken. Dass Herr Bahr, der für die Rückkehr zu solcher Bühnennatur schwärmt, gleichzeitig für eine künstlerische Theaterdecoration im

→ *ganzlich unmöglich*

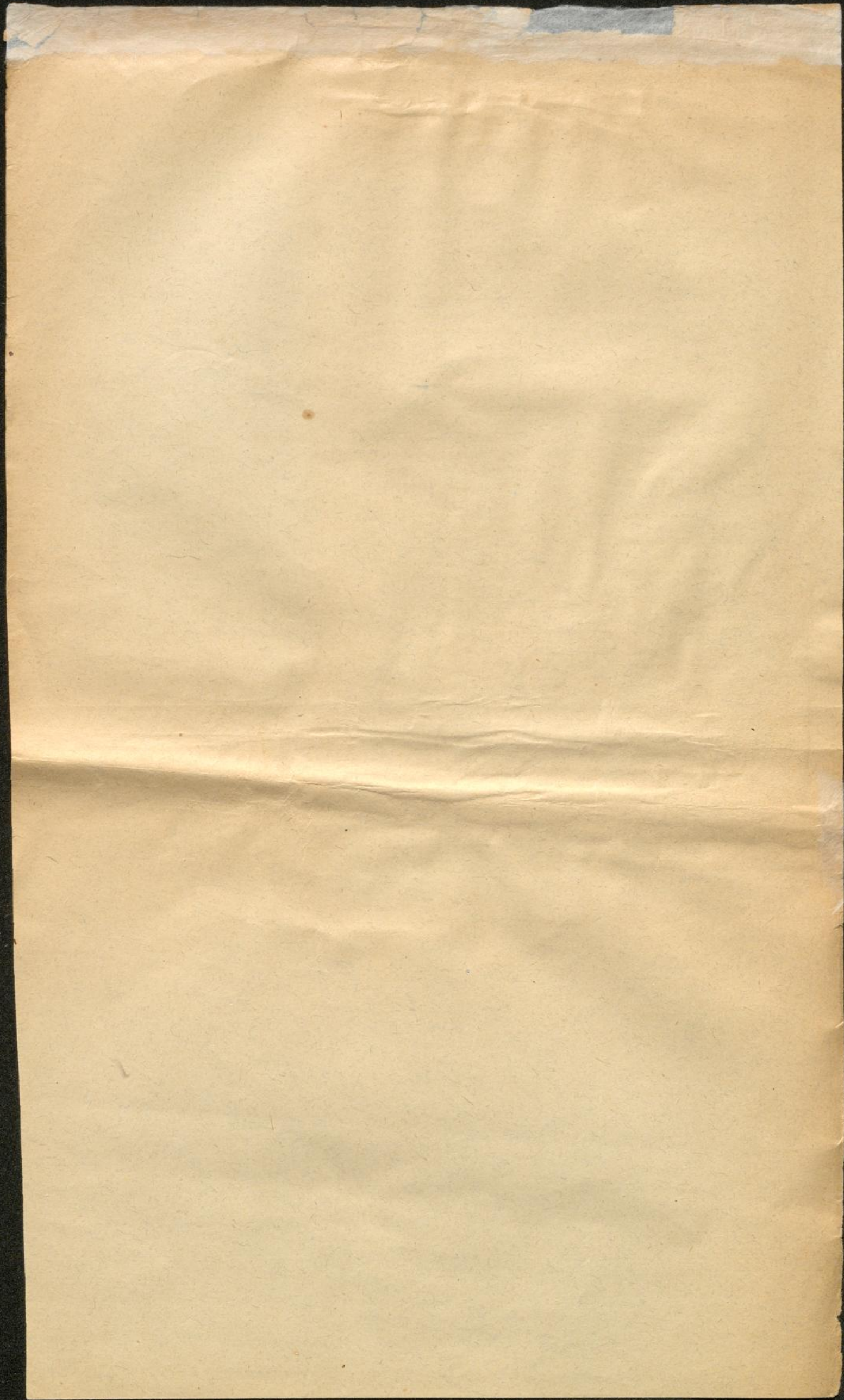
→ *am 13. Juli im Theater
Wiener Feuilleton*

H =

→ *Blüthen*

→ *in ornamenten*

→



größten Stile eintritt und dass sogar der arme Großherzog von Darmstadt sich jetzt von »unserem Olbrich« ein Theater bauen lassen muss, in dem Stücke »unseres Hofmannsthal« aufgeführt werden sollen, thut nichts zur Sache. Es gibt Widersprüche, die, unter dem Gesichtspunkt der feuilletonistischen Brauchbarkeit betrachtet, sich ganz gut vereinigen lassen.....

Aber die »Secessionsbühne« hat sogar Herrn Bahr enttäuscht. Herr Martin — Blaustein würde auf den Theaterzetteln einer neu-romantischen Bühne besser geklungen haben — hat nämlich weder die gewünschte Verbindung zwischen Schauspieler und Zuschauer hergestellt, noch die versprochenen modernen Decorationen vorgeführt. Er hat sich vielmehr damit begnügt, von einer Schar im Berliner Natürlichkeitsstil erzogener Episodisten etliche bisher unaufgeführte Stücke spielen zu lassen, die man an einer regulären Bühne entweder noch nicht vermisst hat oder die dort weitaus besser gespielt werden könnten. Die Regie freilich hat wenigstens den symbolistischen Anforderungen Maeterlincks entsprochen, indem sie sozusagen »die gemeine Deutlichkeit der Dinge« verschmähete. Die Dekoration zeigte eine Gletscherlandschaft. Wenn die Leute auf der Bühne ein Meer zu sehen glaubten, und der Baum, durch dessen »Blätter« wie's hiess, die Sonne scheinen sollte, war eine Tanne.

Aber selbst für eine unzulängliche Vorführung Maeterlinck'scher Scenen mag man den Gästen dankbar sein. Wenn ein Abend, wie der der Darstellung von »Pelleas und Melisande« kein anderes Vergnügen gewährte als das des Anblicks der Rathlosigkeit unserer kritischen Wortführer! — man könnte zufrieden sein. In hingehudelten Nachtnotizen wird über das Unterfangen eines Dichters, den Alltagssinn für ein paar Stunden auf seltene Wege zu führen, abgeurtheilt die Berechtigung einer mit Stimmungen wirkenden Kunst, bestritten. Keiner der an

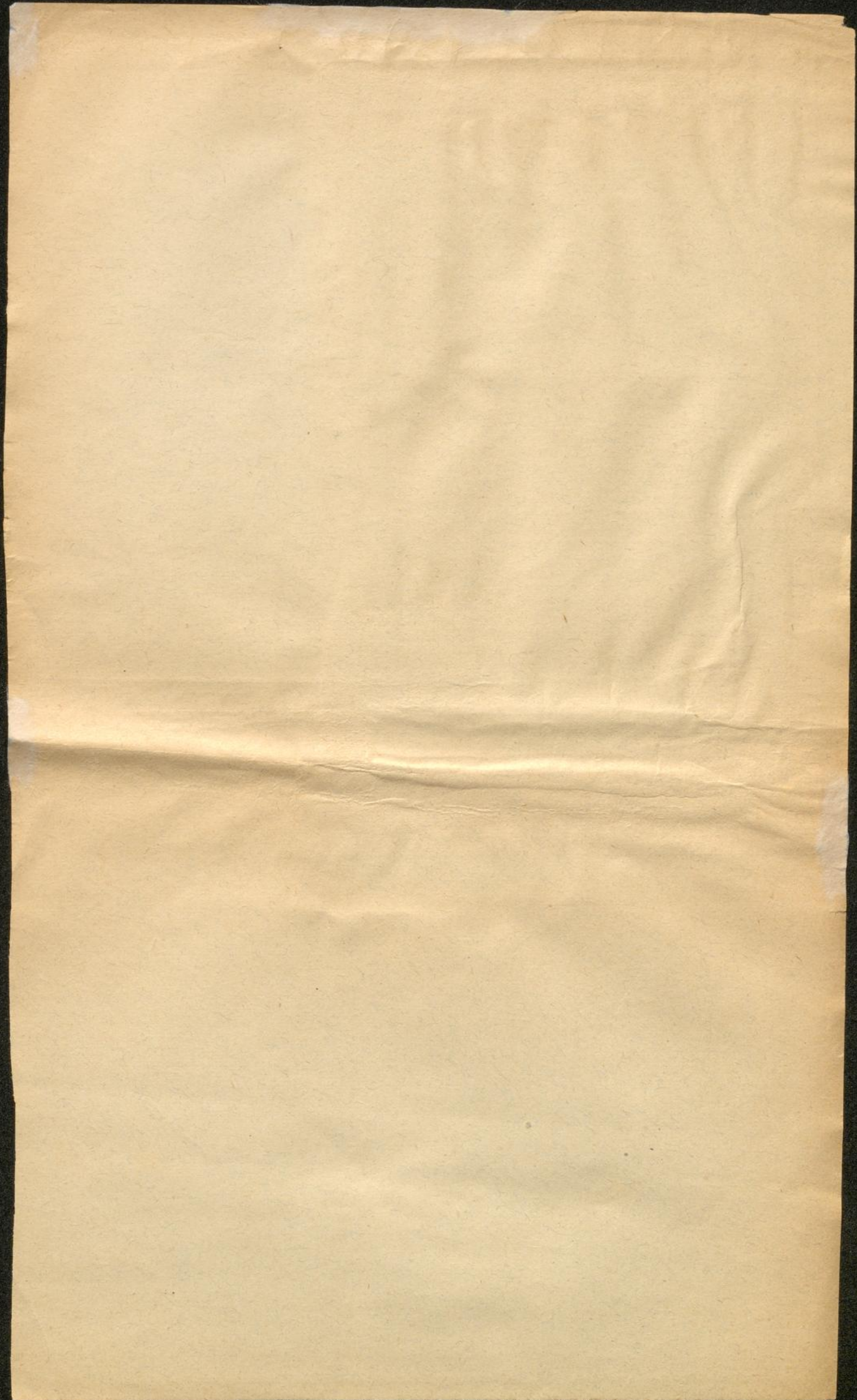
1. gibt 2. Skandinavien von H. G. ...

— ...

— ...

1) ...
...
...
...
...

+ ...



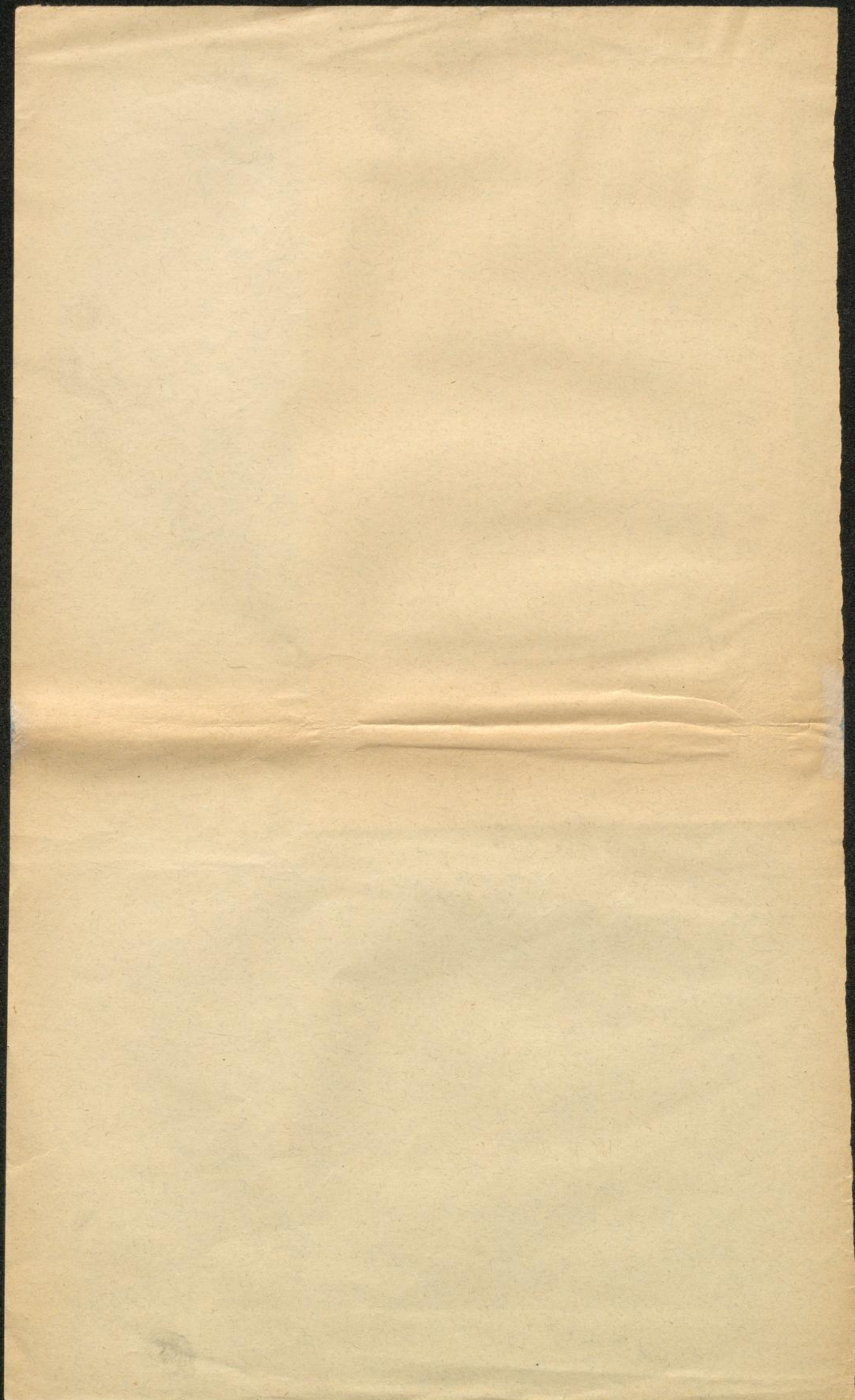
wie ihre Nerven, wollten sie die Großartigkeit dieser Gestaltung leugnen. Mit realistischen Erwartungen freilich darf man die Fiebervisionen in der Londoner Dachkammer so wenig miterleben wollen, wie die »unwahrscheinliche« Befreiungsgeschichte im ersten Akt und die Beseitigung Rodrigo's im zweiten. Und wer in dieser Folge von vier Kunden der als Straßmädchen verendenden Lulu eine Pikanterie und nicht in diesem Wechsel grotesker und tragischer Eindrücke, in dieser Häufung schrecklicher Gesichte den genialen Einfall eines Dichters sieht, hat sich über die niedrige Taxierung seiner eigenen Erkenntnisfähigkeit nicht zu beklagen. Er verdient es, Zeitgenosse jener dramatischen Literatur zu sein, über die Frank Wedekind durch den Mund seines Alwa so bittere Klage führt. Aber man kann im Ernst nicht glauben, daß jemand so kurzsichtig sein könnte, über der »Peinlichkeit« des Stoffes die Größe seiner Behandlung und die innere Notwendigkeit seiner Wahl zu verkennen. Über Knüppel, Revolver und Messer zu übersehen, daß sich dieser Lustmord wie ein aus den tiefsten Tiefen der Frauennatur geholtes Verhängnis vollzieht, über der Eigenart dieser Gräfin Geschwitz zu vergessen, daß sie groß ist und nicht wie ein perverses Dutzendgeschöpf, sondern wie ein gewaltiger Dämon der Unfreude durch die Tragödie schreitet. Zwar, die unendlichen Feinheiten dieser groben Dichtung erschließen sich dem Leser erst bei genauerer Bekanntschaft: Lulus Vorahnung ihres Endes, das schon auf den ersten Akt seine Schatten wirft, dieses wundervolle Dahinschweben unter einem Bann und dieses Vorübergehen an den Schicksalen der Männer, die ihr verfallen sind: auf die Nachricht vom Tode des kleinen Hugenberg im Gefängnis fragt sie, ob denn der auch im Gefängnis sei, und Alwas Leichnam macht ihr die Stube bloß unbehaglicher, als sie schon ist. Dann die blitzartige Erkenntnis des extremsten Mannes, Jacks, der dem unweiblichsten Weibe »wie einem Hunde den Kopf

~~X~~

4. 7. 1903

+ Geschwitz & M. 4. 1903

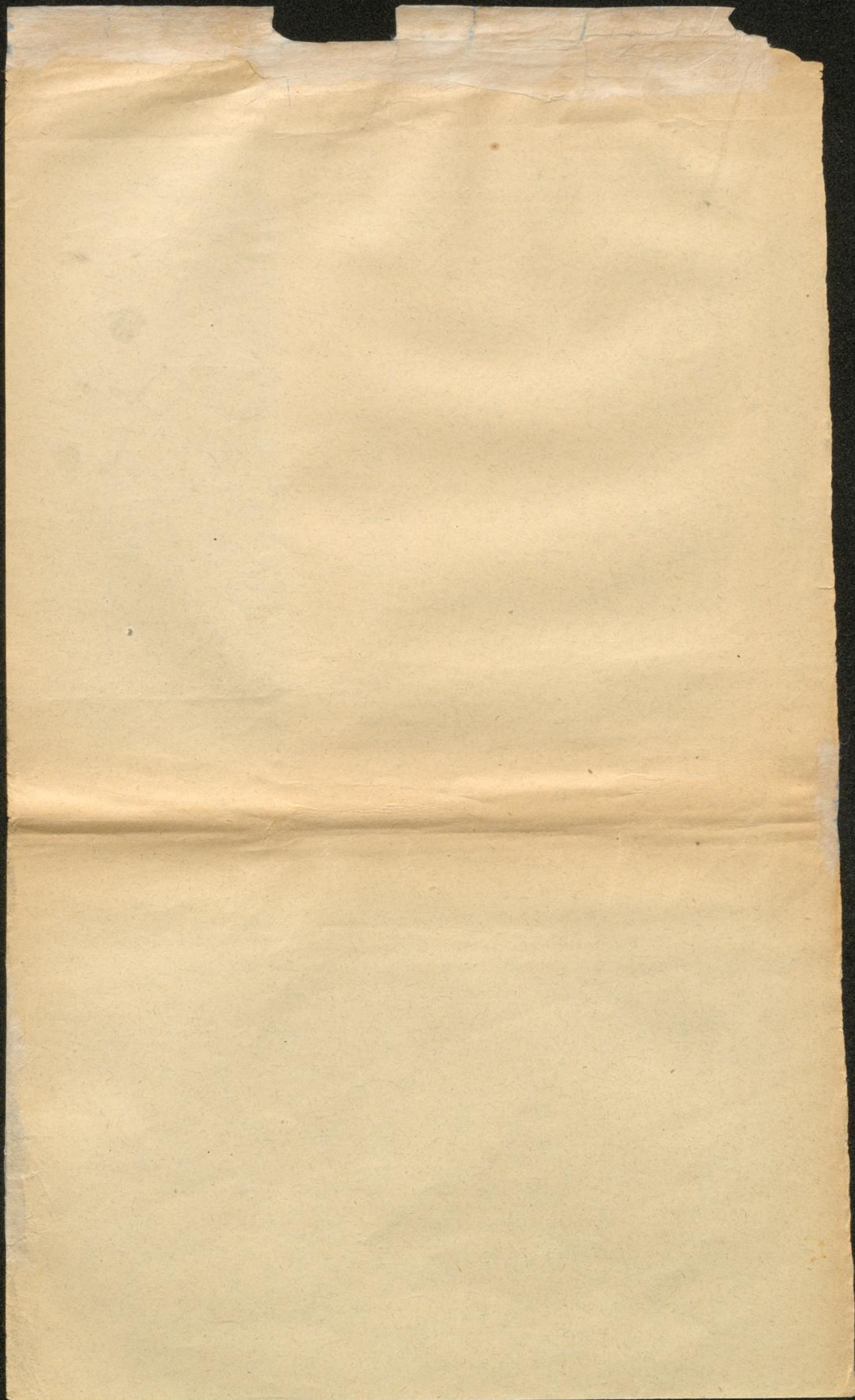
4. 11. 03



streichelt« und sofort die Beziehung dieser Geschwitz zu Lulu, ihre Nichteignung für sein fürchterliches Bedürfnis mitleidig wahrnimmt. »Dies Ungeheuer ist ganz sicher vor mir«, sagt er, nachdem er sie niedergestochen hat. Er hat sie nicht zur Lust gemordet, bloß als Hindernis beseitigt. Er könnte ihr nur das Gehirn herauschneiden . . .

Nicht eindringlich genug kann davor gewarnt werden, das Wesen der Dichtung in ihrer stofflichen Sonderbarkeit zu suchen. Eine Kritik, deren hausbackene Gesundheit sich über Dinge der Liebe den Kopf nicht zerbricht, hat schon im »Erdgeist« nichts weiter als ein Boulevard-Drama sehen wollen, in dem der Autor Krasses mit Zotigem gemengt habe. Ein Berliner Geist hat die Ahnungslosigkeit, mit der er der Welt des Doppeldramas gegenübersteht, durch den Rat bewiesen, der begabte Autor möge nur schnell ein anderes Stoffgebiet wählen. Als ob der Dichter »Stoffe« »wählen« könnte, wie der Tailleur oder der Wochenjournalist, der auch fremden Meinungen sein stilistisches Kleid borgt. Von der Urkraft, die hier Stoff und Form zugleich gebar, hat heute die deutsche Kritik noch keine Ahnung. Daß die offizielle Theaterwelt ihr Modernitätsideal im jährlichen Pensum ihrer geschickten Ziseleure erfüllt wähnt, daß der Tantièmensegen immerzu die Mittelmäßigkeit befruchtet und daß das Genie die einzige Auszeichnung genießt, keinen Schiller-, Grillparzer- oder Bauernfeldpreis (oder wie die Belohnung für Fleiß und gute Sitten sonst heißen mag) zu bekommen, man ist gewohnt, es als etwas selbstverständliches hinzunehmen. Aber nachgerade muß es erbittern, einen Dramatiker, der keine Zeile geschrieben hat, die nicht Weltanschauung und Theateranschauung zu absoluter Kongruenz brächte, und dessen blendend perspektivische Gedankenreihen uns endlich über das armselige Milieugeschäft emporheben, von der offiziellen Kunstwelt als ein Kuriosum behandelt zu sehen. Er ist grotesk. Und damit glauben

Thyssen



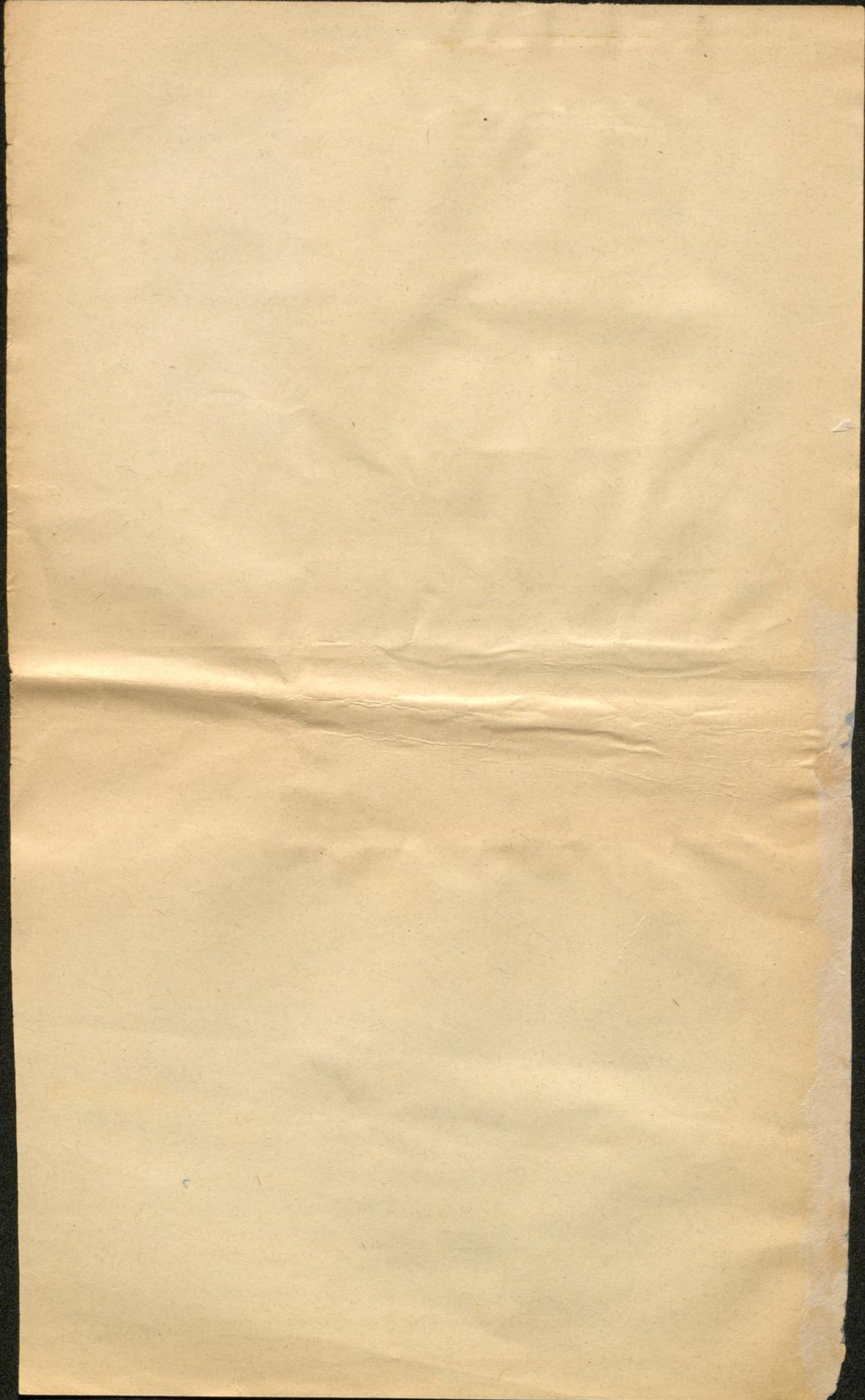
Analysen von Philippis und Fuldas Werken gereiften Kritikgeister ist auch nur fähig, die socialen Gründe jener Literatur aufzuspüren oder gar ihre culturellen Möglichkeiten zu begreifen. Sie beklagen sich, dass der Dichter ihnen genauen Aufschluss darüber, wie Melisande in den Wald gelangt ist und warum sie ihr Krönlein verlor, vorenthalten hat, und sie glauben einen besonders guten Witz zu verüben, wenn sie zu den Worten des stumpfen, nur die körperlichen Dinge dieser Welt erfassenden Greises Arkel: »Das werde ich nie begreifen!« ironischen Beifall klatschen. Wissen nicht wie und spotten; spotten ihrer selbst und wissen nicht wie...

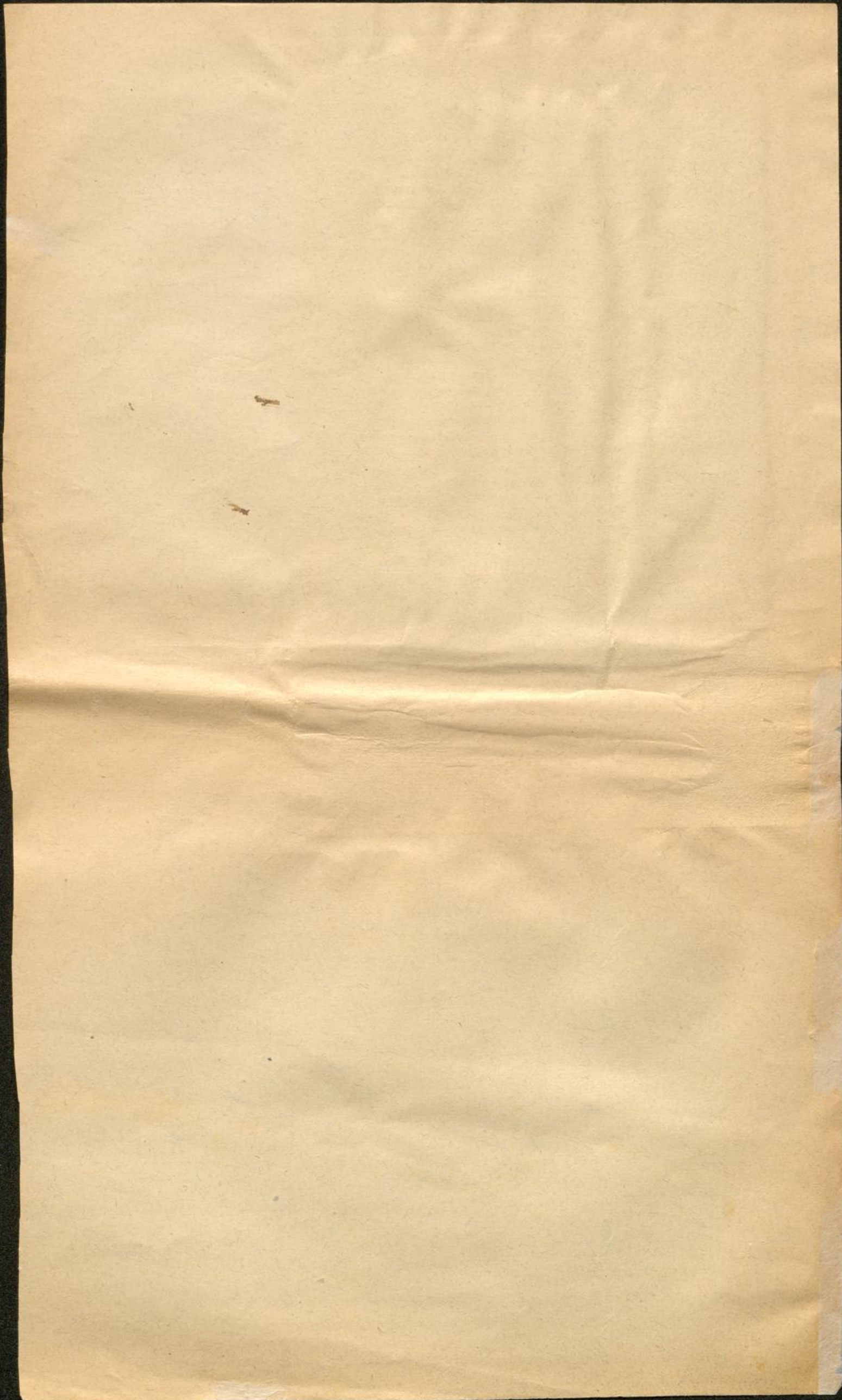
Einer der vorlautesten Philister in dieser Reihe ist der neue Herr, den sich die 'Neue Freie Presse' beigegeben hat, Herr Hugo Ganz. Er war früher — was sich fast von selbst versteht — in Budapest, für die 'Frankfurter Zeitung', thätig und wurde nach Wien berufen, um hier an der von den Herausgebern der 'Neuen Freien Presse' energisch betriebenen Verjüngelung des Blattes mitzuwirken. Für den »Leitartikel« bestimmt, führt er sich in Wien mit einem patriotischen Aufruf zur Erhöhung der Officiersgagen ein, der so begeisternd wirkt, dass die Armee erklärt, in Zukunft lieber auf die Gageerhöhung als auf die Lectüre der 'Neuen Freien Presse' verzichten zu wollen. Die Herausgeber erkennen, dass der Mann zu allem verwendbar sei, und lassen ihn versuchsweise auf die Literatur los. Hat er im Leitartikel durch Anmuth und edles Feuer gewirkt, so fasciniert er als Kritiker durch seine kühle, abwägende Nüchternheit, die heute erbarmungslos zerstört, was der moderne Herr Servaes gestern aufgebaut hat. Die 'Neue Freie Presse' will eben immer wieder beweisen, dass sie nach rechts, dass sie aber auch ebensogut nach links schreiben kann. Herr Nordau genügt ihr nicht mehr; sie muss jemanden haben, der ihn übernordaut. Hat aber er, dessen Spießbürgerthum etwas Cyklopisches und den feinen Sitten der 'Neuen

mit
— 1 —

— 1 —

— 1 —
Symmetrisch



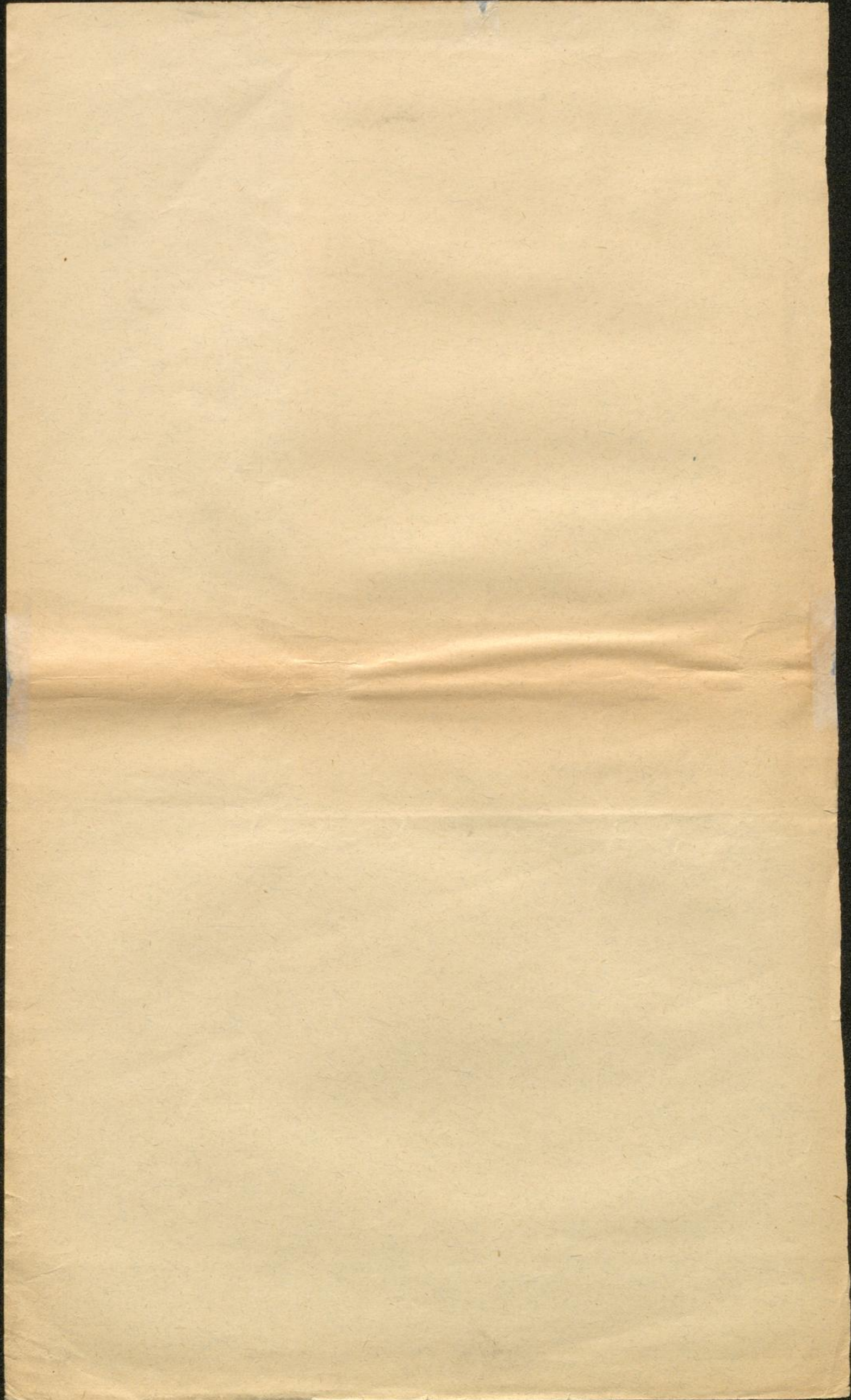


die Neunmalweisen, die in der Literatur immer zwei Fliegen mit einem Schlagwort treffen, einen Frank Wedekind abgestempelt zu haben. Als ob das Groteske immer Selbstzweck einer Artistenlaune wäre! Sie verwechseln die Maske mit dem Gesicht und keiner ahnt, daß die groteske Art hier nichts geringeres bedeutet, als das Schamgefühl des Idealisten. Der ebenso Idealist bleibt, wenn er in einem unvergleichlichen Gedichte bekennt, daß er lieber eine freie Dirne wäre, als an Ruhm und Glück der reichste Mann, und dessen Schamgefühl in viel höhere Sphären langt, als die bescheidene Zimperlichkeit derer, die an Stoffen Anstoß nehmen!

Der Vorwurf, daß man in eine Dichtung Dinge »hingelegt« habe, wäre ihr stärkstes Lob. Denn nur in jene Dramen, deren Boden knapp unter ihrem Deckel liegt, läßt sich beim besten Willen nichts hineinlegen. Aber in das wahre Kunstwerk, in dem ein Dichter seine Welt gestaltet hat, können eben alle alles hineintun. Was in der »Büchse der Pandora« geschieht, kann für die künstlerische wie für die moralische Betrachtung der Frau herangezogen werden. Die Frage, ob es dem Dichter mehr um die Freude an ihrem Blühen oder mehr um die Betrachtung ihres ruinösen Wirkens zu tun ist, kann jeder wie er will beantworten. So kommt bei diesem Werke schließlich auch der Sittenrichter auf seine Rechnung, der die Schrecknisse der Zuchtlosigkeit mit exemplarischer Deutlichkeit geschildert sieht und der in dem blutdampfenden Messer Jacks die befreiende Tat, nicht in Lulu das Opfer erkennt. So hat sich ein Publikum, dem der Stoff mißfällt, wenigstens nicht über die Gesinnung zu entrüsten. Leider. Denn ich halte die Gesinnung für schlimm genug. Ich sehe in der Gestaltung der Frau, die die Männer zu »haben« glauben, während sie von ihr gehabt werden, der Frau, die Jedem eine andere ist, Jedem ein anderes Gesicht zuwendet und darum seltener

Hand

L - für, für -

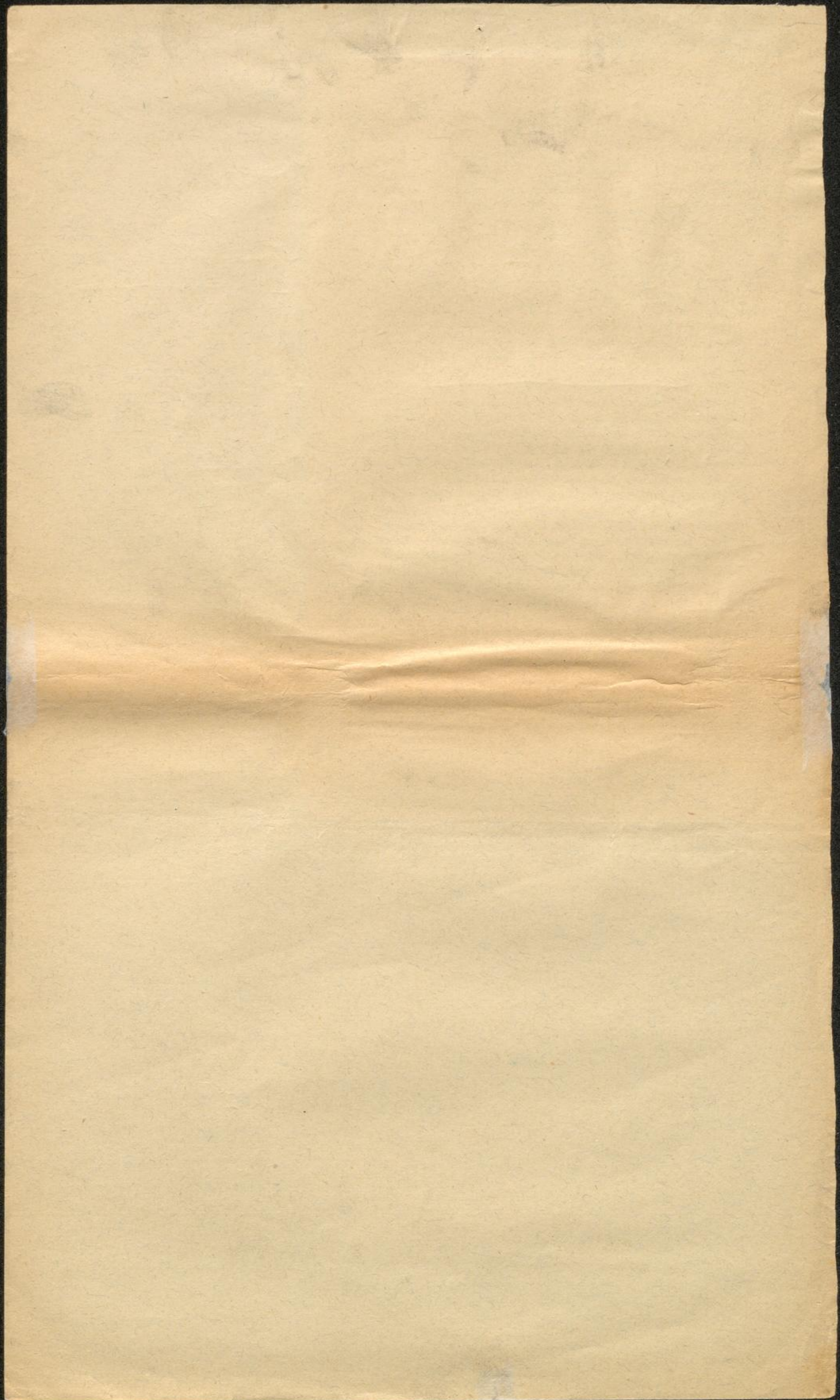


betrügt und jungfräulicher ist als das Püppchen domestiker Gemütsart, ich sehe darin eine vollendete Ehrenrettung. In der Zeichnung dieses Vollweibes mit der genialen Fähigkeit sich nicht erinnern zu können, der Frau, die ohne Hemmung, aber auch ohne die Gefahren fortwährender seelischer Konzeption lebt und jedes Erlebnis in der Wanne des Vergessens abspült, Begehrende, nicht Gebärende; nicht Genus-Erhalterin, aber Genuß-Spenderin. Nicht das erbrochene Schloß der Weiblichkeit; stets geöffnet, stets geschlossen. Dem Gattungswillen entrückt, aber durch jeden Sexualakt selbst neu geboren. Eine Nachtwanderin der Liebe, die erst »fällt«, wenn sie angerufen wird, ewige Geberin, ewige Verliererin — von der da ein väterlicher Freund, Schigoleh, sagt: »Die kann von der Liebe nicht leben, weil ihr Leben die Liebe ist.« Daß der Freudenquell in dieser engen Welt zur Pandorabüchse werden muß, dies unendliche Bedauern scheint mir die Dichtung zu erfüllen. »Der nächste Freiheitskampf der Menschheit,« sagt Wedekind in seinem programmatischeren Werke »Hidalla«, »wird gegen den Feudalismus der Liebe gerichtet sein! Die Scheu, die der Mensch seinen eigenen Gefühlen gegenüber hegt, gehört in die Zeit der Hexenprozesse und der Alchimie. Ist eine Menschheit nicht lächerlich, die Geheimnisse vor sich selber hat?! Oder glauben Sie vielleicht an den Pöbelwahn, das Liebesleben werde verschleiert, weil es häßlich sei?! Im Gegenteil, der Mensch wagt ihm nicht in die Augen zu sehen, so wie er vor seinem Fürsten, vor seiner Gottheit den Blick nicht zu heben wagt! Wünschen Sie einen Beweis? Was bei der Gottheit der Fluch, das ist bei der Liebe die Zote! Jahrtausende alter Aberglaube aus den Zeiten tiefster Barbarei hält die Vernunft im Bann. Auf diesem Aberglauben aber beruhen die drei barbarischen Lebensformen, von denen ich sprach: Die wie ein wildes Tier aus der menschlichen Gemeinschaft hin-

+ James
↓ die in ihrem Leben
1. unter dem besten Pöpel.

+ im 19. Jhd. in der
im Januar

+ Später.




~~Februar 03~~
Nr. 131

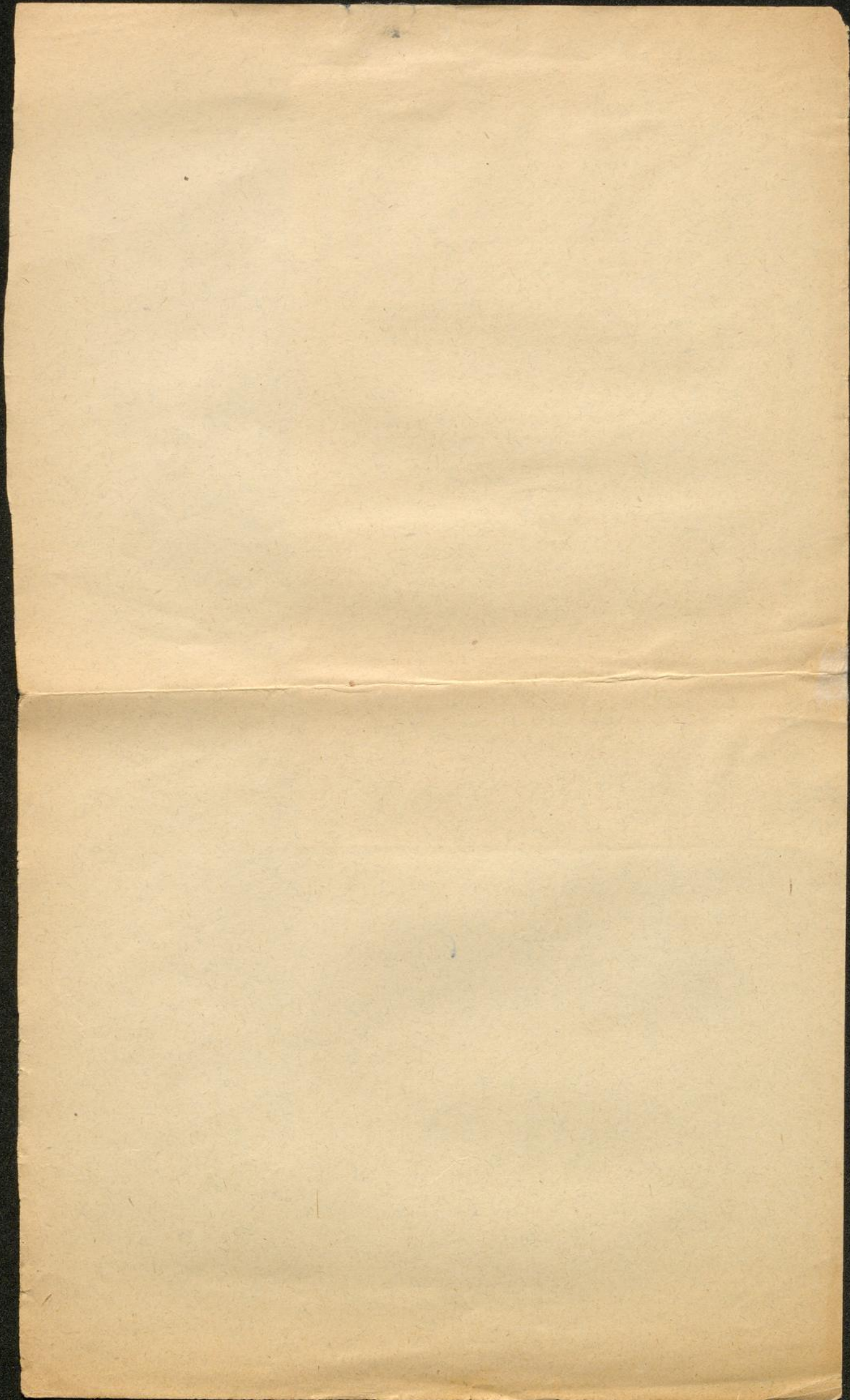
Nr. 131

unterzukommen, scheiterten. So habe ich mich denn durch Feuilletons und verschiedene Arbeiten bisher fortgebracht und mich damit zur Noth durchgefrettet. Seit einiger Zeit jedoch verfolgt mich das Pech, nichts anzubringen, so daß ich nun dem fühlbarsten Mangel ausgesetzt bin. Nur der Hunger und die drohende Obdachlosigkeit vermögen mich zu einem Schritt zu drängen, von dem ich nie gedacht habe, daß ich ihn einmal werde thun müssen... Ich bitte, hochgeehrter Herr, mir ein wenig zu helfen, sei es, indem Sie von mir eine Arbeit nehmen oder mich persönlich unterstützen. Verzeihen Sie, daß ich die Dreistigkeit besitze, mich an einen mir Unbekannten zu wenden, und vergrößern Sie nicht meine Scham, indem Sie mich abweisen. Die »Concordia« unterstützt mich nicht... Indem ich mich Ihnen, geehrter Herr, auf das wärmste empfehle und meine Bitte wiederhole, zeichne ich...»

Name und Adresse des Brietschreibers sind mir bekannt. Ich wende mich nun an die Leser der 'Fackel', die die Abwehr aller parasitären Bestrebungen und den Kampf gegen die Journaille, mag sie sich westeuropäisch geberden oder ihre wahre Zuständigkeit bekennen, mit Interesse und Sympathie verfolgen. Ich verweise sie auf das sonderbare Gehaben der Redacteurs der 'Zeit': Die einen dürfen sich noch als Motorführer, liebesdurstige Inserenten und Hausierer verkleiden, die anderen appellieren bereits an die öffentliche Mildthätigkeit. Wie lange noch wird sich ihr Chef als Socialpolitiker verkleiden dürfen?... Ich eröffne die Collecte, deren jeweiliges Ergebnis in den folgenden Nummern der 'Fackel' veröffentlicht werden soll, mit dem Betrage von 10 Kronen.

Umf

 Hermann Hof

Auch auf jene, die die Infamie der 'Neuen Freien Presse' gegen den lebenden und leidenden Hugo Wolf nicht geschaut hatten, hat das Feuilleton, mit dem sie unmittelbar nach seinem Tod herausrückte, wie die letzte Besiegelung einer unerhörten Schande gewirkt. Ich denke nicht an den gnädigen Artikel jenes Herrn Korngold, Musikreferenten der

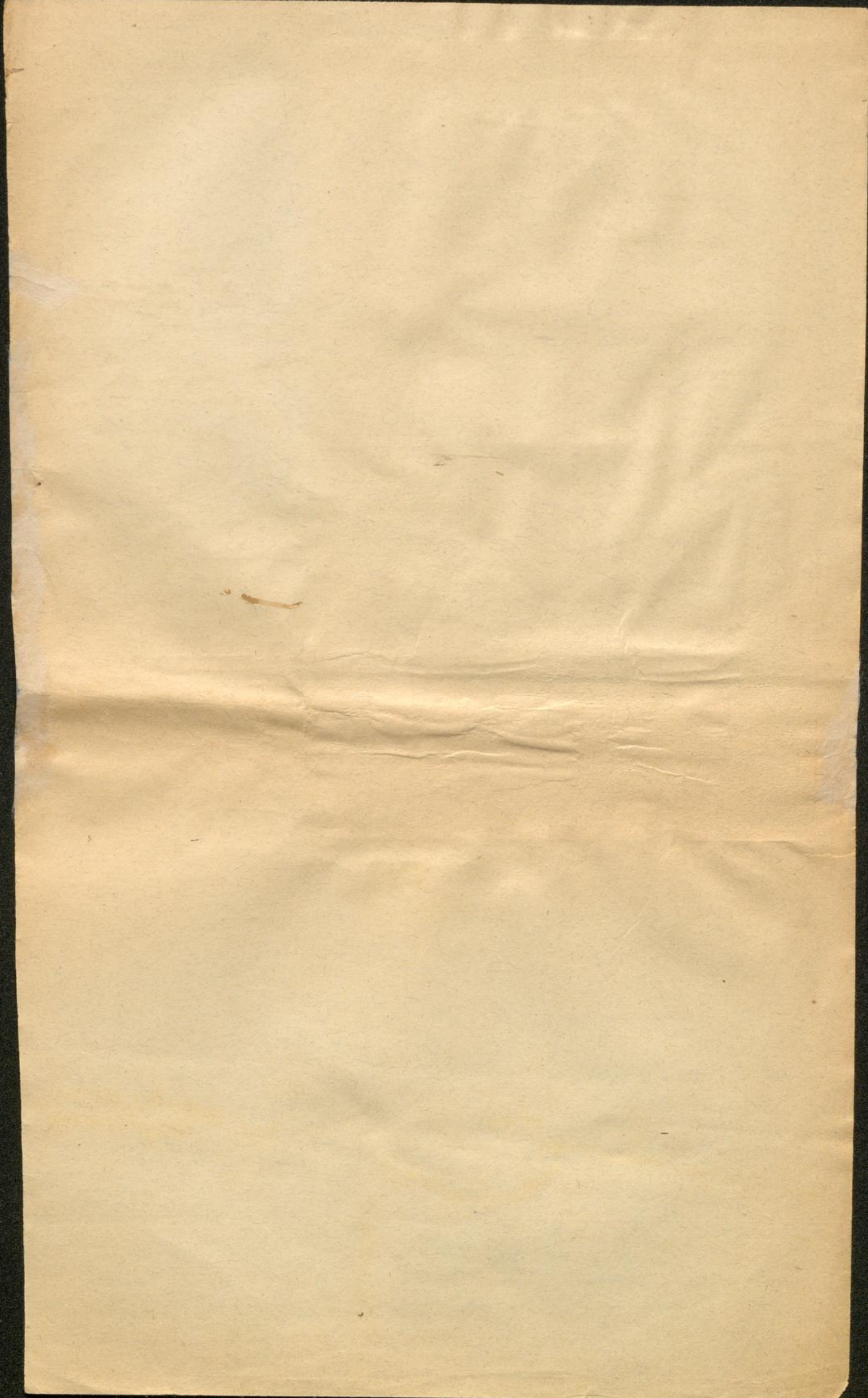


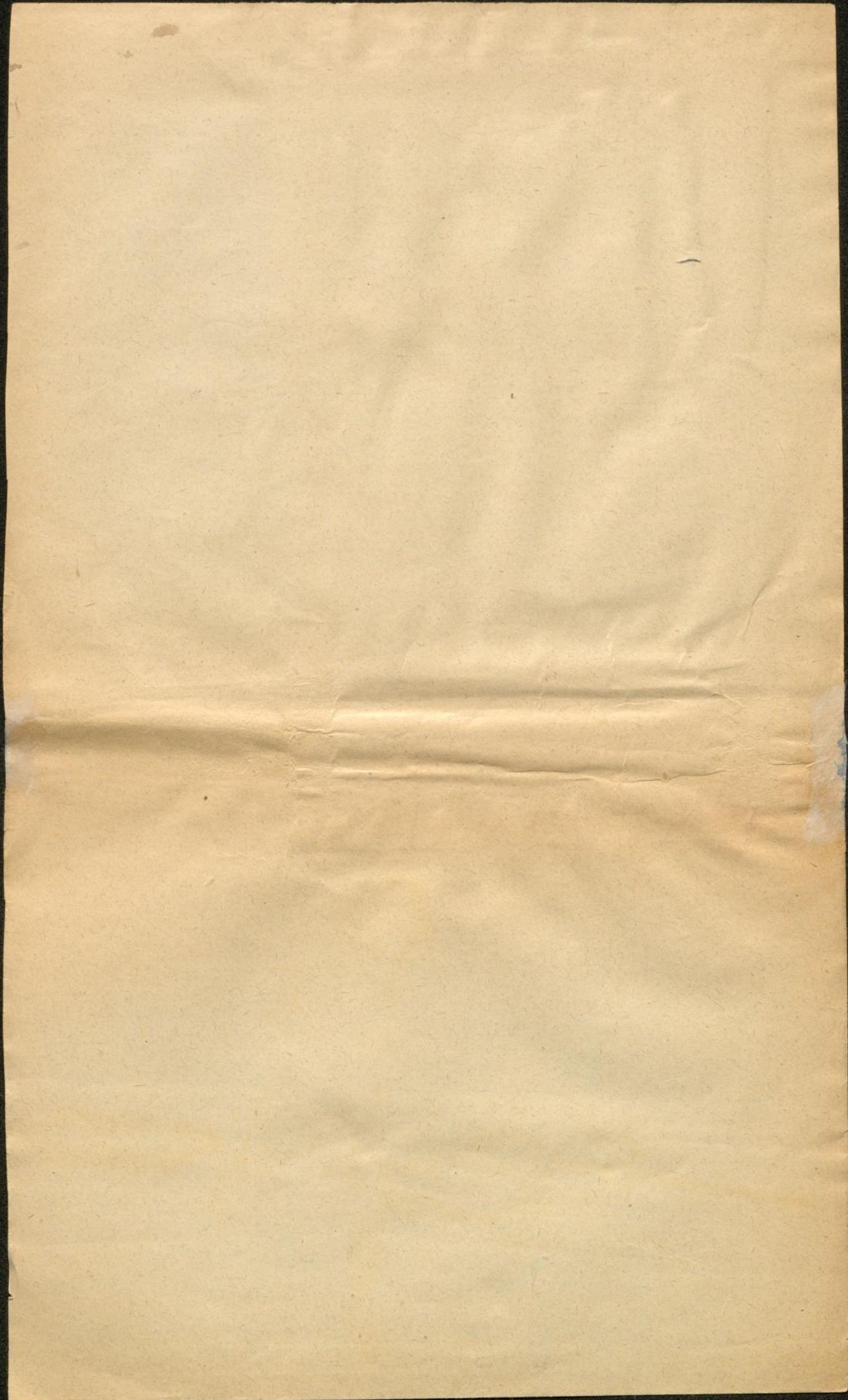
die »Dritte Escadron« geschaffen und soll Maeterlincks »Intérieur« nicht ein »Gelalle«, ein »unsäglich langweiliges Ding« nennen? Und in der That, wem nicht »Pelleas und Melisande« die Augen öffnete, den muss doch »Intérieur« überzeugt haben, dass Maeterlinck diese Richtung nur gewählt hat, weil er nicht imstande wäre, eine brauchbare Coulissenplauderei oder einen »Badener Brief« für das »Neue Wiener Journal« zu schreiben. ++ ++

Der Kritiker des »Vaterland« den Geschmack, Witz und auch Bescheidenheit von seinen Zunftgenossen unterscheiden, und dessen nüchterne Art von freisinniger Flachköpfigkeit weit entfernt ist, hat Maeterlinck gegenüber zu einem ehrlichen Bekenntnis seine Zuflucht genommen. »Ich habe nicht den Muth,« — erklärt er — »mich über das merkwürdige symbolistische Product lustig zu machen, weil ich darin zuweilen einer zarten Empfindung begegne und weil aus seiner gesucht naiven Prosa manchmal eine leise Musik hervorzuklingen scheint; aber ich will auch kein Interesse heucheln, wenn ich rathlos bin.« In seiner Situation haben sich damals viele befunden, und dennoch haben sich die einen mit seichter Glossierung, die anderen mit geheucheltm Interesse rasch zu helfen gewusst. Wir sahen die öffentliche Meinung zwischen frechstem Spießbürgerhohn und aufdringlichem Snobismus schwanken. Der sonst compacte kritische Klügel in zwei Heerhaufen getheilt: links die Philister, rechts die Gecken. Beide einte nur das Bewusstsein, dass sie in Gratislogen saßen. Warum gerade der Herr von der »Reichswehr« die witzige Bemerkung macht: »Maeterlinck componiert Vexierbilder und schreibt darüber: Wo ist die Katz?« und hinwiederum der Herr vom »Wiener Tagblatt« betheuert: »Und trotzdem (trotz der schlechten Darstellung): es war ein Abend, an dem man reiche und starke Empfindungen hatte, denn schließlich, man spielte ja Maeterlinck«, ist unerklärlich. Es könnte auch das Umgekehrte der Fall sein.

*Man
besteht
- bei Maeterlinck, das muss für die
den
der sinkt
den
hätte man nicht für die
haben sie, 'abstrakt' - d. h. d. k. k.
Gering*

+ Maeterlinck





ausgehetzte Dirne; das zu körperlicher und geistiger Krüppelhaftigkeit verurteilte, um sein ganzes Liebesleben betrogene alte Mädchen; und die zum Zweck möglichst günstiger Verheiratung gewährte Unberührtheit des jungen Weibes. Durch dieses Axiom hoffte ich den Stolz des Weibes zu entflammen und zum Kampfgenossen zu gewinnen. Denn von Frauen solcher Erkenntnis erhoffte ich, da mit Wohlleben und Sorglosigkeit einmal abgerechnet war, eine frenetische Begeisterung für mein Reich der Schönheit.«...

Nichts ist billiger als sittliche Entrüstung. Ein kultiviertes Publikum — nicht nur die Vorsicht der Polizeibehörde, auch der Geschmack der Veranstalter sorgt für seine Zusammensetzung — verschmäht billige Mittel der Abwehr. Es verzichtet auf die Gelegenheit, seiner eigenen Wohlanständigkeit applaudieren zu können. Das Gefühl dieser Wohlanständigkeit, das Gefühl, den auf der Bühne versammelten Spitzbuben und Sirenen moralisch überlegen zu sein, ist ein gefesteter Besitz, den nur der Protz betonen zu müssen glaubt. Bloß er möchte auch dem Dichter seine Überlegenheit zeigen. Dies aber könnte uns nie abhalten, auf die fast übermenschliche Mühe, die wir daran wandten, dem ehrlichen, starken und kühnen Dramatiker unsere Achtung zu beweisen, stolz zu sein. Denn keinem haben sich wie ihm die Striemen, die seelisches Erleben schlug, zu Ackerfurchen dichterischer Saat gewandelt.



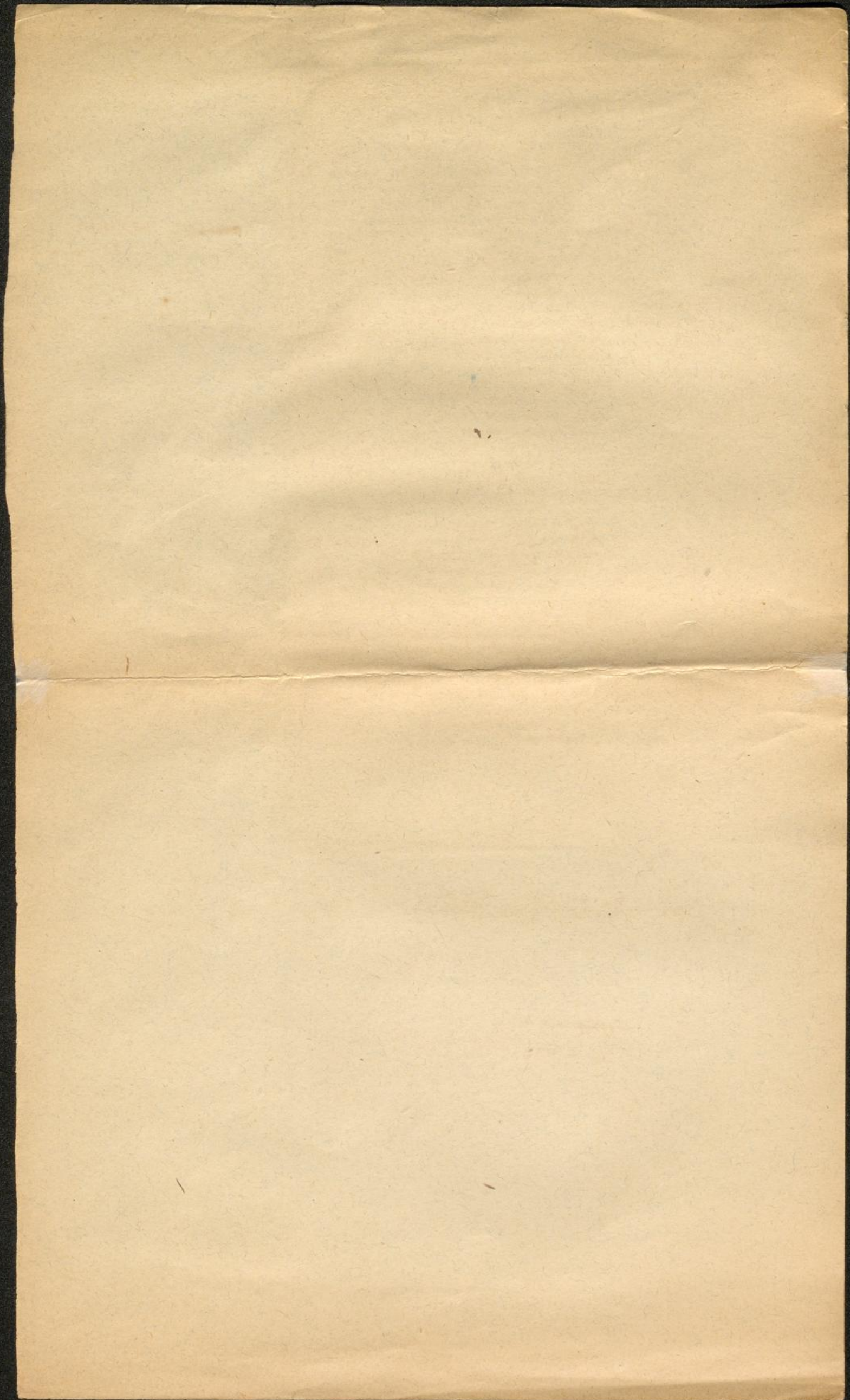
+ ~~Maria~~ *geline*

26/9/55

Dr. ...

Wieder

I. Band



Competenz, ihm schriftstellerischen Rath zu geben, doch anerkennen mußte, doch ein angenehmeres Verhältniß heraus. Also doch doch! »Ein eigentliches Freundschaftsverhältniß«, meint der Competente Herr bescheiden, »wollte sich lange nicht einstellen«. Aber schließlich hat sich's doch eingestellt! Und welche innere Beziehung hatte Herr Kukula zu Hugo Wolf? Er war nicht nur Corrector des ‚Salonblatt‘, er »ahnte« auch, daß Wolf's Geist sich einst umnachten werde. Mit einem Wort, ein Berufener ~~und~~ Hindernisse liegen auf dem Lebensweg des großen Menschen. Aber wenn er todt ist, stehen sie auf und sagen: ~~Scht!~~ Wir sind ihm ~~begegn~~et!...

1 gebildet

H. K. f. j. m., der Hugo Wolf auf dem Lebensweg begegnet ist ...

W. K. f. j. m.

Der ewige »Frühling« des Herrn Rudolph Holzer! Jetzt hat sich, weil er noch immer nicht aufgeführt ist, sogar das Literaturblatt der ‚Neuen Freien Presse‘ seiner angenommen. »Es wäre wünschenswerth«, hieß es am Schlusse einer Recension des Buches, »daß eine Berliner Bühne die edle und vornehme Dichtung des Oesterreichers aufführe, damit vielleicht auch Wiener Theaterleiter auf dieses heimische Talent aufmerksam würden.« Und ich habe, weil ich einen Wiener Theaterleiter auf dieses heimische Talent aufmerksam machte, 1800 Kronen Strafe zahlen müssen! Und wenn ich Herrn Bukovics heute an sein im Gerichtssaal gegebenes Versprechen, das Stück endlich aufzuführen, erinnerte, er würde mich neuerdings klagen, und neuerdings würde der Zeuge Holzer bekennen: »Ich kann mich nicht erinnern ...«

Ein sinngemäßer Druckfehler.

Ein Setzer der ‚Fackel‘, der schon einmal (siehe Nr. 124, S. 19) an meinem Manuscript Kritik üben und aus »stückeschreibenden Recensenten« »stückbeschreibende Recensenten« machen wollte, hat auch in Nr. 130 eine seinem Menschen-

Karl H. Wolff Post

aus. W. Fred z. B., der als Alfred Wechsler im Wasa-
 gymnasium nichts taugen wollte, fördert auf Grund
 dieser Vorstudien zwei Jahre später das moderne
 Kunstgewerbe und wird es, da er bereits einige Ad-
 jectiva an falscher Stelle anwenden kann, voraussicht-
 lich noch weit bringen. Aber Hevesi ist älter als Fred
 und hat auf dem Wege, den ihm Herr Bahr weist,
 nichts mehr zu gewinnen. Er kann wohl zu einem
 Stil gelangen, der die Sehnsucht nach Unreife und
 ein Verständnis für Schulschwänze ausdrückt; die
 Gelegenheit, sich von Herrn Bahr entdecken zu lassen,
 hat er doch endgiltig versäumt. Er erspare also der
 Welt den widerlichen Anblick eines vom Johannistrieb
 Befallenen, der laut Literaturkalenders sogar um
 zwanzig Jahre älter ist als sein Verführer.

Es mag ja sein, dass Herr Hevesi seit voriger
 Woche sogar für Maeterlinck empfänglich ist und dass
 er es nicht nötig hat, »ein Interesse zu heucheln«,
 wo so viele Altersgenossen rathlos sind. Aber die
 ekstatischen Töne, die er nach »Pelleas und Melisande«
 fand — »Wer hätte nicht als Leser den Zauber erfahren,
 den die rührende Reinheit dieser Dichtung ausströmt?«
 — können unmöglich einem aufrichtigen Herzen ent-
 sprudelt sein. »Im höchsten Hochsommer«, betheuert er,
 seien »die Wiener« herzugeströmt, die »die Wohlthat zu
 schätzen wissen, einen Abend mit einem Dichter wie
 Maeterlinck zu verbringen.« Sie hätten das Theater
 »durchaus gefüllt«, das »sozusagen sensationell aus-
 gesehen« habe. Nun ist es bekannt, dass »die Wiener«
 die Wohlthat zu schätzen wissen, einen Abend mit
 den Ringkämpfern im Circus Busch zu verbringen.
 Das sensationelle Aussehen des Josephstädter Theaters
 bei der Maeterlinck-Aufführung war aber lediglich der
 Anwesenheit ungewöhnlich vieler Freikartenbesitzer
 zuzuschreiben. Das Parquet und die Logen waren mit
 Journalisten gefüllt, und auf den Gallerien des kleinen
 Vorstadttheaters saßen jene bekannten Gestalten, mit
 deren Hilfe findige Cassiere jederzeit den Eindruck

Wahrscheinlich

Toni

*Hevesi
Freytag*

erfüllt

13

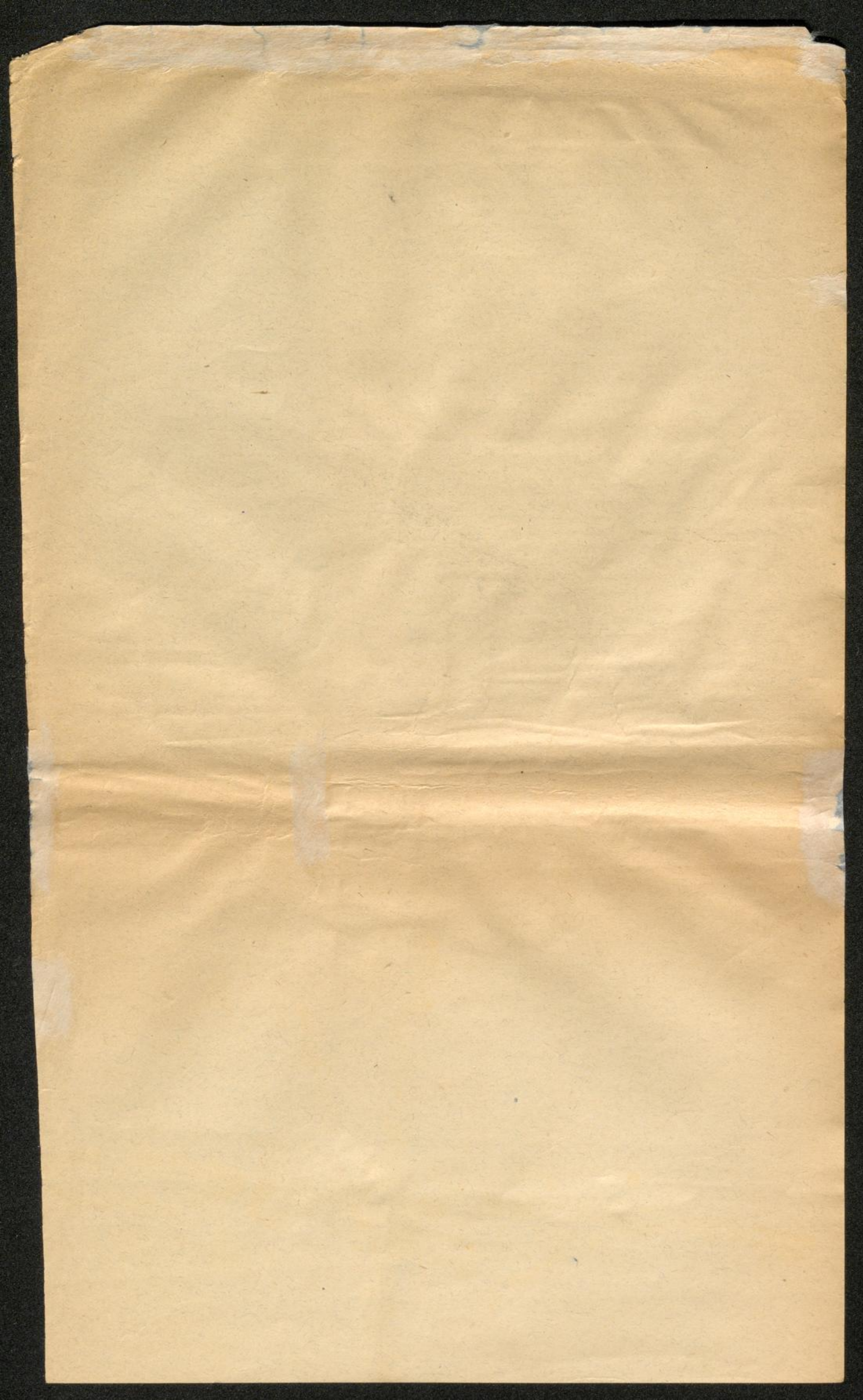
1. 10. 1888

inoffiziell

am 12. 10.

Julio

Handwritten notes and scribbles



Art. Nr. 156.

L

steht. Hier wäre besonders der Praxis unseres Obersten Gerichtshofes zu gedenken. Man glaubt, den Expensen- hungen zu bekämpfen, indem man ihm auch die geringste Befriedigung versagt. Natürlich wird der gegenteilige Erfolg erzielt. 20 Kronen für die Berufungs- schrift einer Zivilklage, deren Gegenstand 40.000 Kronen war, führt mit mathematischer Notwendigkeit zu einer Forderung von 2000 Kronen für Lektüre der 'Fackel'...

156
März 1904

OJA!

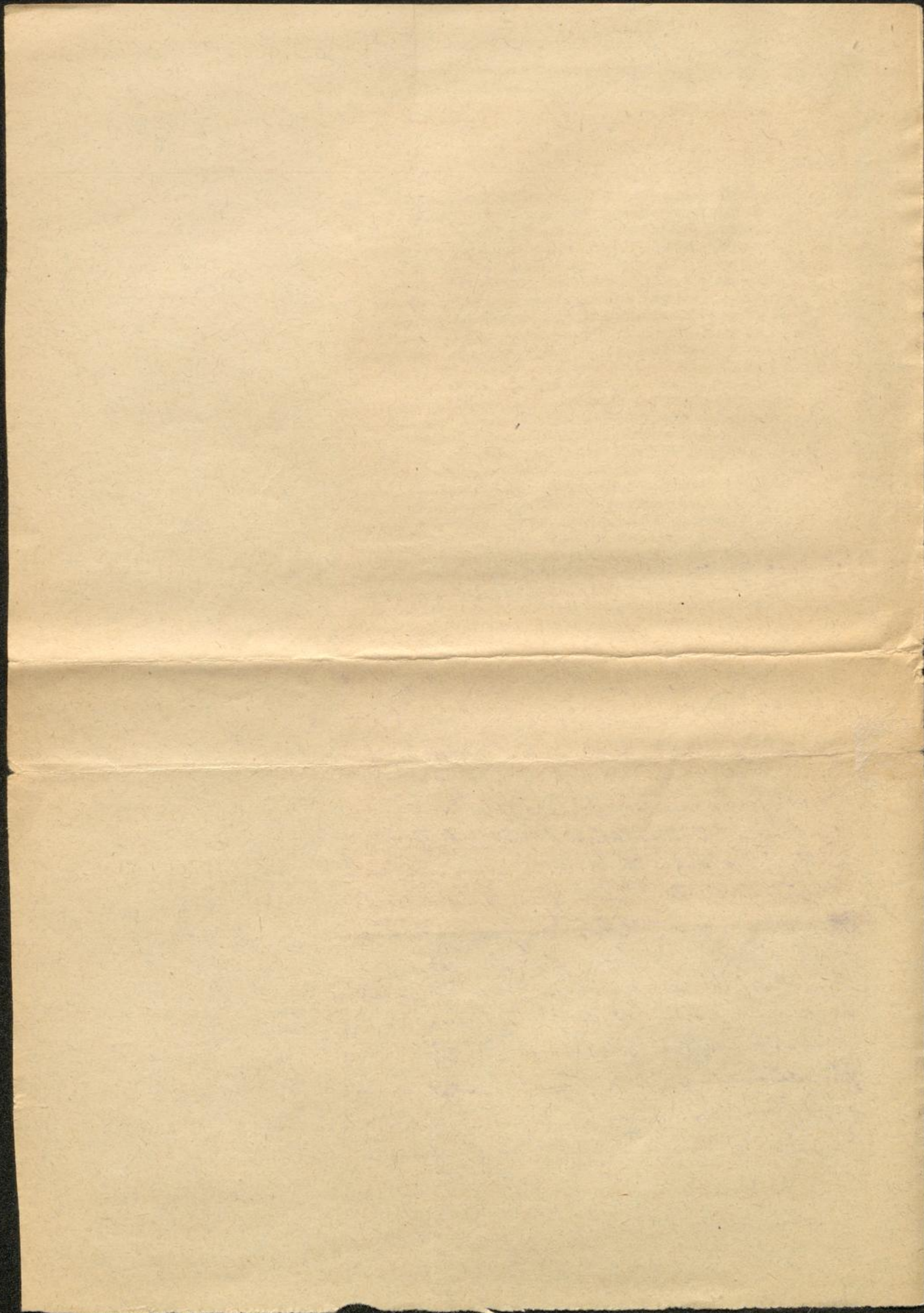
Die ärztliche Standesehre ist glücklich aus allen Landtagsfählichkeiten gerettet. Aber wenn wir den Ansturm der Unberufenen auf die Forschung abge- wehrt haben und wieder schön unter uns sind, kön- nen wir ja manch' Hühnchen, das zu Versuchszwecken uns schließlich doch belassen ward, miteinander pflücken. Was macht denn die liebe Reklame? Die brieflich ordinierenden Ärzte und die Herren Professoren, welche Ferndiagnosen stellen, sind ein altes Kapitel. Heute wollen wir einmal eine neue Spezies diplo- miertes Annonceure betrachten. Daß sich Ärzte dazu hergeben, den Erzeugern pharmazeutischer Prä- parate publizistische Dienste zu leisten, ist aus Nr. 36 der 'Fackel' (Ende März 1900) bekannt, ~~der~~ Fall eines Privatdozenten erörtert wurde, den's eine Zeit- lang sogar nach den Lorbeeren eines Inseratenagenten gelüftet hat. Die Abhängigkeit des redaktionellen Teils medizinischer Fachblätter von den Wünschen inserierender Firmen, die Fälschung der wissenschaft- lichen Meinung ward damals beklagt: Nicht bloß der fernerstehende Arzt wird über den Wert eines Mittels getäuscht; was in Fachzeitungen stand, geht mit oder ohne Hinzutun des interessierten Inserenten in Tageszeitungen über und wird als echtes Geld der Wissenschaft in Kurs gesetzt. In letzter Linie leidet

di im redaktionell Teil der Fackel
beispielsweise bei
dieser Art wird es auffachen; ~~was~~
faßt ist
+ nicht ist un...

H. D. ...
+ ist,
haben
H. D. ...
+ ist ...
H. D. ...

+ werde
le
Herde

oja



~~Concordia Ball~~ 176
Concordia Ball

~~176~~

Februar 1905

Wieder hatten alle »Spitzen«, durch langjährigen Gebrauch noch nicht abgestumpft, ihr Erscheinen zugesagt. Wieder mischte sich das vornehme Wiener Bürgertum unter das temperamentvolle Theatervölkchen. Wieder gab es ein beängstigendes Gedränge. Wieder konnte der Zustand auf dem Parkett noch paradiesisch genannt werden im Vergleich zu dem Menschenknäuel, der die Estrade gleichsam blockierte. Wieder gelang es der jungen Welt erst in vorgerückter Stunde, zu ihrem Tanzrecht zu kommen. Wieder machte Schlag 11 Uhr der unverwüsthche Rabensteiner den vergeblichen Versuch, die Paare zum Tanz aufzustellen. Wieder konnten die Ballbesucher nichts anderes tun als »fluten«. Wieder wurden erst um 12 Uhr schüchterne Versuche zu promenieren und erst um 2 Uhr schüchterne Tanzversuche gemacht. Wieder waren die anwesenden Theaterdamen von bestrickendster Anmut und die anwesenden Bankdirektoren von bestechendster Liebenswürdigkeit. Wieder walzte der Übermut mit der Lebensweisheit, wieder plauderte die hohe Politik mit der heiteren Muse. Wieder trug Herr Julius Bauer ein Bänkel vor, dessen Pointen zündend waren. Wieder ist es unmöglich, alle die aufzuzählen, die anwesend waren, während es wenigstens gelingt, alle die aufzuzählen, die abwesend waren. Wieder hatten die Mitglieder des Kaiserhauses ihr Fernbleiben entschuldigt. Mit einem Wort: wieder übertraf der Concordiaball alle seine Vorgänger.

1. Minister
2. Minister

Schmuck. In der Tat, nichts auf der Welt wird in der liberalen Presse so sehr herabgesetzt wie die früheren Concordiabälle. Man nehme in jedem Jahre jede beliebige Zeitung zur Hand und man wird in den verschiedensten Variationen anheben hören: »Mit einem Glanze, den vergangene Feste der 'Concordia' wohl nie erreicht haben . . .« Die schöne Tänzerin mußte diesmal »den Vertreter des Sonnenreiches« über die endlichen Chancen des ostasiatischen Krieges auszuholen versuchen und erhielt natürlich »aus dem lächelnden Munde des Diplomaten allerlei heiter pointierte Antworten«. Die Damenspende »stand diesmal im Zeichen Schiller's«. Julius Bauer's geistvolle Tischrede habe infolgedessen, wie ein feinsinniger Berichterstatter bemerkt, von Pointen »geschillert«. Die Journalisten hatten, wie die 'Neue Freie Presse' sagt, Schiller »gleichsam zu ihrem Schutzpatron erkoren«. »Schiller bringt Glück!« ruft ihr Vertreter beim Anblick des großen Gedränges. Seine Versicherung, daß die Besucher »in hellen Scharen herbeiströmten«, beruht gewiß auf Farbenblindheit. Yvette Guilbert blieb überrascht am Eingange des Saales stehen und rief: »Das hätte ich nicht erwartet!« Aber man sagte ihr, es seien Südfrauzosen, und so ließ sie sich beruhigt auf die Estrade führen, wo sie sofort der Mittelpunkt »lebhaft konversierender Gruppen« wurde. Der Vertreter des 'Fremdenblatts' gibt eine Probe solcher Konversation: »Man sah und sah und fragte: Wer ist diese wunderschöne Dame dort? Immer kehrte die Frage zurück.« Zu dem Gesamtbild gehört die Beobachtung: »Ein witziges Wort flattert auf und macht die Runde«. Die »Präsenzliste« ist reichlich; aber wenn sie nicht bloß durch einen Druckfehler in eine Präsentliste verwandelt werden könnte, wäre es den Herren doch lieber. Das 'Extrablatt' hat den sinnigen Einfall, sie folgendermaßen einzuleiten:

Es waren erschienen:

Oberstkämmerer Freiherr v. Gudenus. Von den Obersthofmeisterämtern der Erzherzoge Franz Ferdinand und Otto und der Erzherzoginnen Maria Theresia und Maria Annunciata waren Entschuldigungsschreiben eingelangt. Ferner hatte der Obersthofmeister Fürst Montenuovo sein Fernbleiben entschuldigt.

Die Namen sind gesperrt gedruckt, an dem »entschuldigt« mag der Leser sachte vorübergleiten . . . Die aufgezählten Diplomaten, hohen Beamten, Aristokraten, Industriellen hatten sich wohl wieder durch ihre Bureaudiener, Portiers und ärmeren Verwandten vertreten lassen, denen sie nach alter Sitte die Einladungen schenkten. Dagegen ist es gewiß wahr, daß die aufgezählten Schauspielerinnen persönlich anwesend waren. Wie schrieb doch Hermann Bahr in einer Besprechung des Gagen-Problems am 2. Februar 1895? » . . . Dann brauchen sie Kleider, Handschuhe und Hüte und sollen auf den Concordiaball, sonst werden sie schlecht rezensiert.«

Konkardni - Ball

Loringham
Walter Motygan
Kane

eines »durchaus gefüllten« Hauses zu erzeugen wissen: die Verwandten der Garderobierinnen. Herr Hevesi aber konnte mit Genugthuung constatieren, dass dieser Abend »den Horizont der Menge wieder etwas weiter gesteckt« habe. Zum vollen Glück fehlt ihm nur Eins: Der Darsteller des Pelleas benahm sich beim Spiel mit Melisandens Haar ungeschickt; »Ferdinand Khnopff hätte das Herrn Christians einstudieren sollen.« — —

So haben denn Snob und Philister ihre Kräfte gemessen. Dass sich beide ausleben und in ihrer ganzen Freiheit zeigen könnten, bleibt, wenn ihr hässlicher Eifer uns die Märchenstimmung verdorben hat, das immerhin erfreuliche Ergebnis eines künstlerischen Versuches.



In Zeiten der sittlichen Erhebung schärft der Tadel die Gewissen, in Zeiten des sittlichen Verfalls stumpft er sie ab. Denn es gibt zwei Arten, Angriffen zu begegnen: dass die Organe zur Abwehr gestärkt werden oder dass der Organismus unempfindlich wird. Wir leben in einer Zeit des moralischen Niederganges und darum der moralischen Abhärtung. Den Nutznießern der Corruption auf allen Gebieten vermag man heute schwerer beizukommen denn jemals; weil sie gegen jeden Angriff sich unempfindlich gemacht haben. Immer seltener werden bei uns die großen Ehrenbeleidigungsprocesse, in denen Männer in öffentlichen Stellungen öffentlich erhobene Anklagen mit mehr oder minder gutem Gewissen zurückzuweisen suchen. Man hat aus langer Erfahrung erkannt, dass der Process eine zweischneidige Waffe ist, und man scheut die bösen »Illustrationsfacten«. Man wehrt sich nicht mehr, sondern man duldet; es kommt bloß darauf an, dass

*Das Bild ist ein Kopie von
— ungenannt*

Secundum litteras
(Maetelock)
(Thees?)

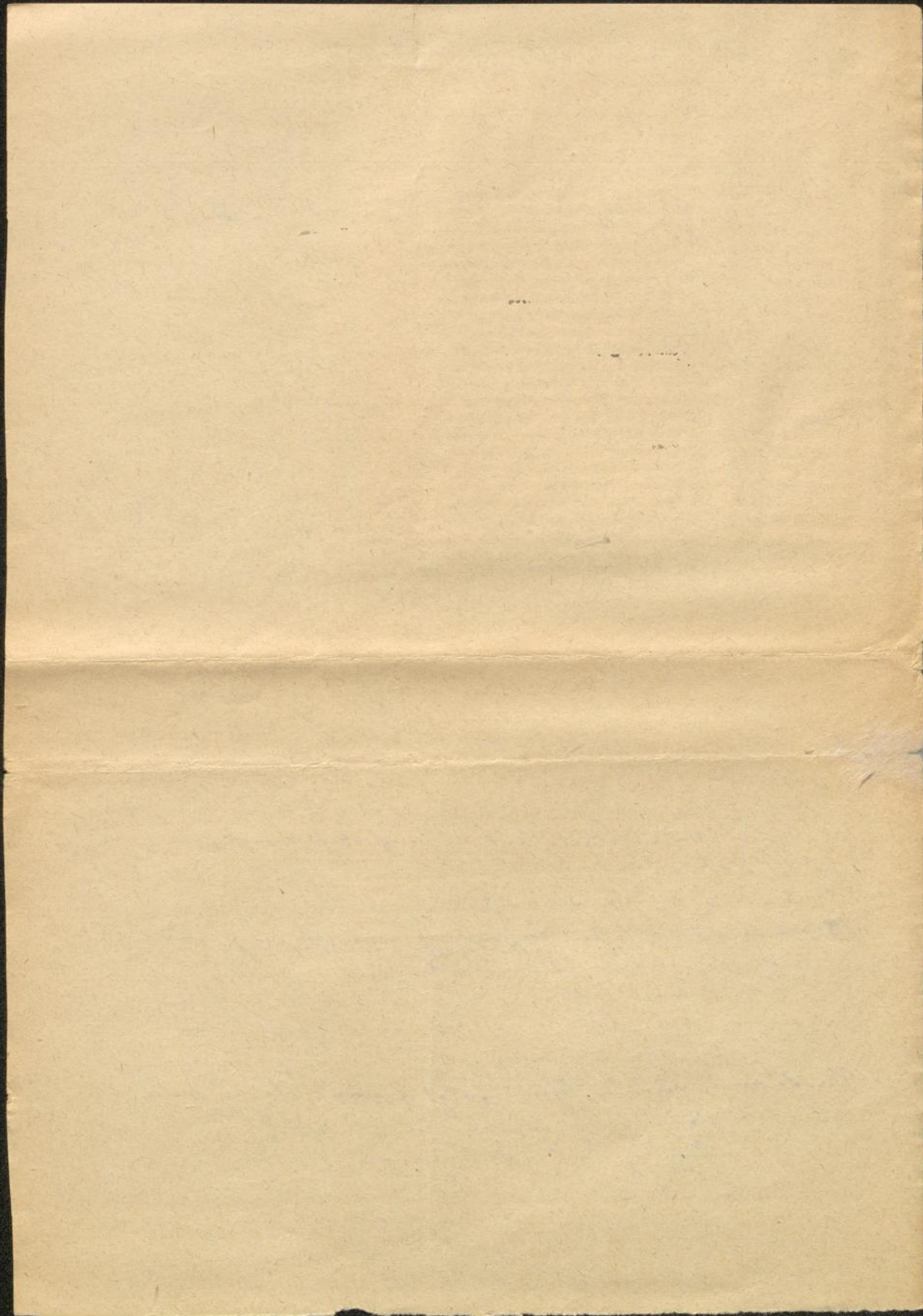
nicht bringen!
Der Anlaß zum Artikel ist doch schon zu
ausführlich in. ausgefallen. Über die literar.
Kommentar zu noch ganz anders.

3

Antrag einer kosmetischen Firma zurückwies, einen Reklameartikel über ihre Erzeugnisse zu schreiben und mit seinem Namen zu vertreten. Mit Recht zeichnet er »Med. Dr. Josef Weiß, praktischer Arzt in Wien«, der Mann, der seinen Namen unter den Artikel gesetzt hat, der am 31. Jänner in der »Neuen Freien Presse« erschien und die Aufschrift führte: »Meine Ansicht über Schönheitsmittel«. Welche Ansicht kann ein Arzt über Schönheitsmittel haben? Daß sie fast alle zumindest wertlos, wenn nicht gesundheitsschädlich sind? Gewiß; und auch unser praktischer Arzt legt in der Einleitung seines Aufsatzes dies Bekenntnis ab. »Während meiner vieljährigen Praxis habe ich sehr oft Gelegenheit gehabt, ein Unzahl von Schönheitsmitteln nicht nur zu untersuchen, sondern auch praktisch zu erproben und deren Wirkung bei meiner Klientel zu beobachten. Ein großer Teil dieser Präparate war an und für sich wertlos, oft hatte ich Veranlassung, die Anwendung eines solchen Mittels zu verbieten, und nur selten konnte ich ein verwendbares Produkt finden. Was

ich den 22
 letzten ist

ist aber allen bisher verprüften
 Robusticid vorzuziehen müßte,
 wenn, daß die Auswirkung derselben
 nicht total überflüssige, ja sogar
 nachteilig ist. « Ist dies das zu Recht-
 nicht nicht unangenehmlichem Nervenschmerz?
 Oxydation, ob ist bloß der Wärmepunkt der un-
 terschiedlichen Stoffwechselvorgänge, die Reaktionen pflanzlich
 zu verstehen. » Nach so vielfacher Erprobung mit-
 pfindlicher Misserfolge freut es mich besonders,
 endlich Robusticid gefunden zu haben, welche gesuch-
 te Eigenschaften sind und schon deshalb allein eine gute
 Wirkung vorüberlassen lassen. Es drängt mich, für
 diese ausgezeichneten Eigenschaften ein befürwortendes
 das Urteil abzugeben, da es sich mit diesem
 gewissen sein kann. Ich meine die von der
 amerikanischen Pharmazie Oje (folgt genaue Adresse) ein-
 geführten Präparate, unter welchen ist
 die Oje - Präparate sind das Ziel



4

als hervorragende Mittel usw. usw.« »Noch mehr erfreut war ich über die Ipe-Knolle (Mittel gegen Haarausfall)« ... »Es würde zu weit führen, wollte ich alle Vorzüge der Präparate, welche die Parfümerie Oja eingeführt hat, hervorheben, denn es war mir nur darum zu tun, weiteren Kreisen meine gemachten Erfahrungen mitzuteilen und im Interesse des Publikums auf das Beste hinzuweisen, um so mehr, als man sich ja heute in der Flut von angepriesenen Schönheits- und Haarwuchsmitteln fast nicht mehr auskennt.« ... Nach dem Wohnungsanzeiger gibt es zwei Dr. Josef Weiß in Wien. Bisher hat keiner von beiden gegen den Mißbrauch seines Namens — denn es handelt sich hoffentlich nur um einen solchen — protestiert. Ist aber der Autornamen nicht fingiert, so wäre es jetzt an der Zeit, daß sich jeder der beiden dagegen verwahrt, mit dem andern identisch zu sein. 'Neue Freie Presse' und 'Fackel' sind gern bereit, ihre Erklärungen aufzunehmen. ... Oder sollte nicht die Ärztekammer rascher das Geeignete vorkehren? Oja!

...

...

→ Dr. J. W.

hi
/h

le

Ja, glauben Sie denn, lieber Leser, ich halte die antisemitische Journalistik für weniger verwerfen? Nur für talentloser! Darum konnte ich ihr die geringere Gefährlichkeit zuerkennen und mußte sie erst in zweiter Linie betreuen. Würde die Rücksicht auf das öffentliche Wohl, auf Taschen und Gesundheit der Bevölkerung, mir's nicht so oft verwehren, die Dinge vom rein ästhetischen Standpunkt zu betrachten, hätte ich nicht die leidige, von mir oft bereute Verpflichtung auf mich genommen, einen Spitzbuben ernster zu nehmen als einen Dummkopf heiter, dürfte ich bloß den Launen meiner satirischen Individualität genügen, — ja, ich bitte sich beiläufig vorzustellen, welche Ausbeute mir in den fünf Jahren die Wiener anti-

Pa.

Coringum /

Hamer

September 03

— 18 —

Blatt Nr. 149

ständig sein, wenn der kleine Zug, der manchen Schützer der Bedrängten charakterisiert, nachgetragen wird. Laut mahnend erhebt sich die Frage: Was geschieht mit den 100 Francs? ... Man lokalisiere »Crainquebille«!



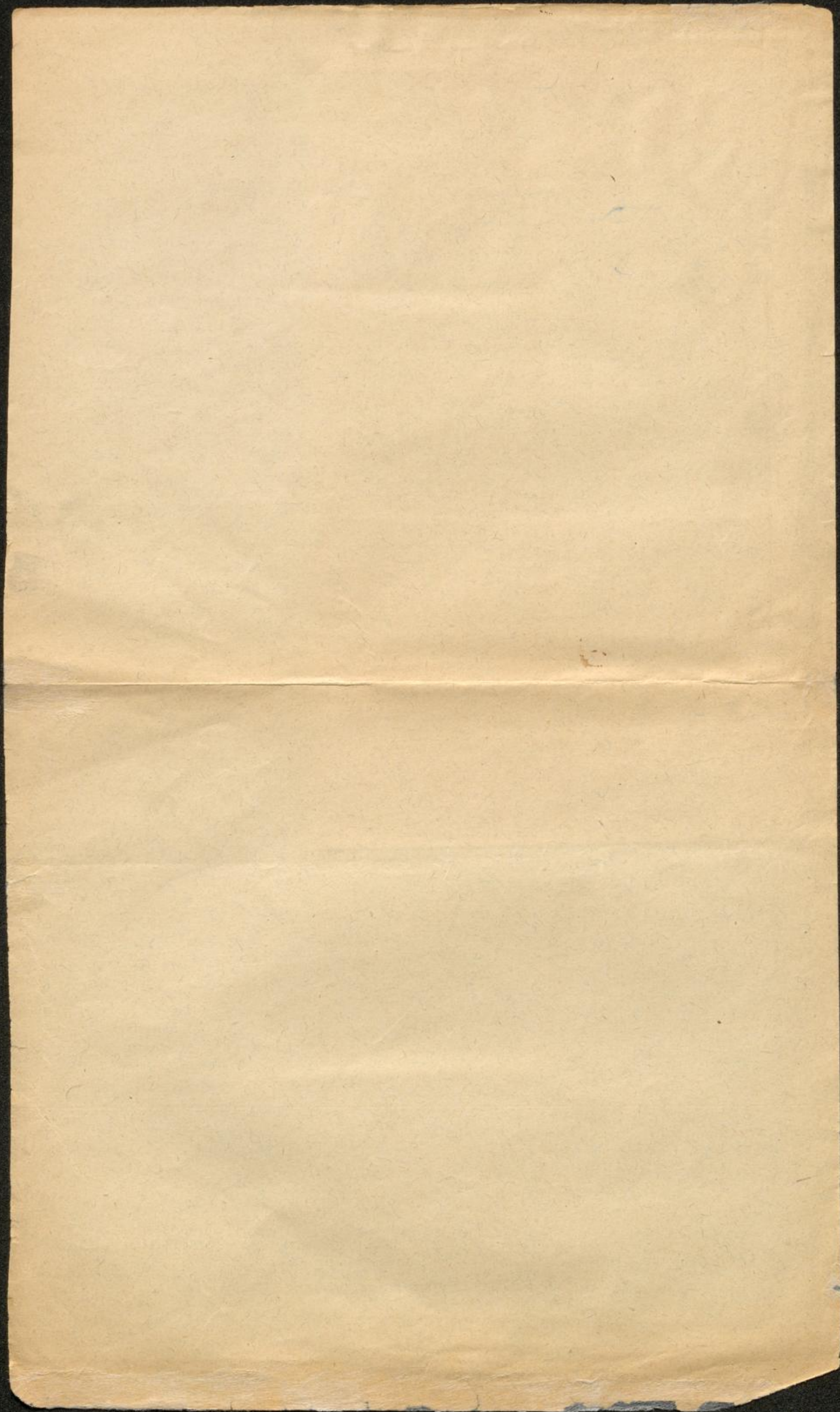
Nr. 149

of Weinberger

September 1903

(indicated from 2.21)

Das Unabwendbare ist eingetreten: Der Porträtist des 'Neuen Wiener Journal' hat uns Meister Charles Weinberger in seiner Häuslichkeit vorgestellt. Es war neckisch. Wir erfuhren vor allem andern, daß der Mann sehr berühmt ist. Es genüge, ihn mit »Charles« zu bezeichnen: die Leser wissen sofort, daß es sich nicht um einen Oberkellner, sondern um einen Komponisten handelt. »Man mache nur einmal die Probe und frage einen wildfremden Menschen im ersten, vielleicht auch im zweiten Bezirk: 'Haben Sie nicht den Charles gesehen?', und man wird zur Antwort bekommen: 'Komponist Charles Weinberger ist hier zu der und der Zeit, oft begrüßt und oftmals grüßend, vorbeigekommen'.« »Vielleicht auch« im zweiten Bezirk? Ich glaube, dort vor allem. »Welcher Wiener«, ruft der Porträtist, »kennt Charles Weinberger nicht? Das ist sicherlich übertrieben, und wenn man dem muntern Komponisten so vieler längst beliebter Lieder die Leopoldstadt-bekanntheit bestätigt, so kann er zufrieden sein. Er hält sich ja selbst für keinen »Wiener«: Als unsere Operette ihre Blütezeit erreicht hatte, erzählt er dem Interviewer, »da kam ich, ein Fremder, mit einer nicht ganz dem Wiener Geschmack Rechnung tragenden Richtung«. Aber nach und nach hat er sich an Millöcker gewöhnt. ... Zu unserem Erstaunen erfahren wir, daß Charles Weinberger, bevor er sich dem Komponistenberuf widmete, »bestimmt war, Landwirt zu werden«. Also Getreideterminhändler? Aber schließlich kommt's auf den Ausdruck nicht an, und jedenfalls war Weinberger nicht bestimmt, Komponist zu werden. Er hätte sonst gewiß auch das, was ihm an der Wiege



Nr. 198

März 06

Wiener in Monte Carlo

Had
antipathische
Journalisten

wählen. Dieser Herr Josef Lewinsky grassiert in den reichsdeutschen Theaterrubriken etwa so wie die Frau Ilka Horowitz-Barnay, die rastlos Besuchende, in den österreichischen. Hätte Herr Lippowitz den wahren Sachverhalt geahnt, er hätte nicht fünf Heller für die Original-Nachricht ausgegeben und ruhig mit der Schere gewartet, bis das Blatt mit dem Interview in Wien eingetroffen war. Nun ist das Malheur geschehen, und es gibt bloß einen gerechten Ausgleich: Daß die Berliner Zeitung ein Original-Telegramm aus Wien bringt, das einen Gegenbesuch Barnay bei Lewinsky schildert. Es war aber nur die Ilka.

März 1896

~~Wiener in Monte Carlo~~

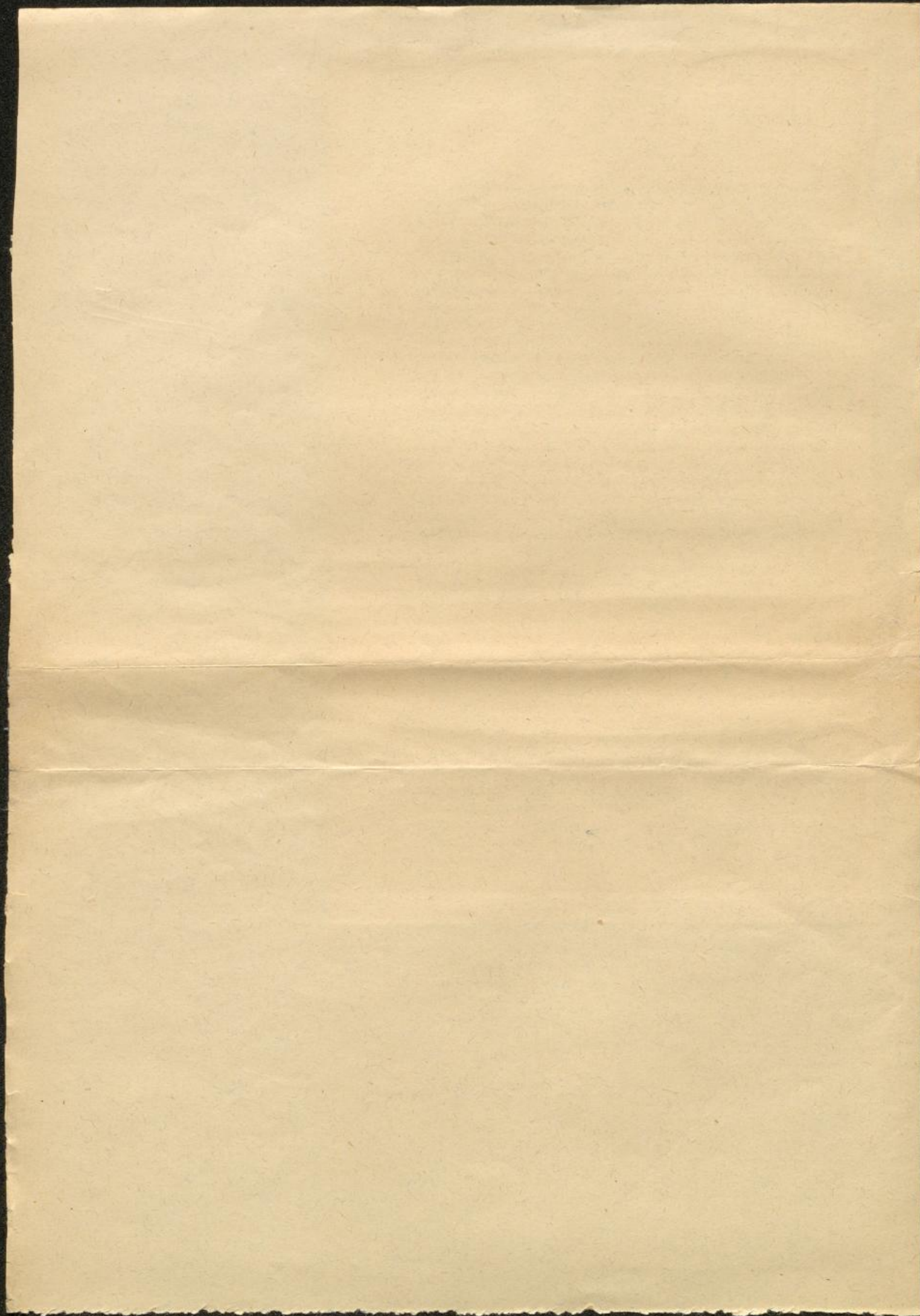
ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Wiener in Monte Carlo. Oh, dieser unvermittelte Wechsel ästhetischen Mißvergügens wird unsern Geschmack in heilloses Siechtum bringen! Sieht man den Rabbi Bloch, so findet man Herrn Vergani sympathisch, und sieht man Herrn Vergani, so sehnt man sich nach dem Rabbi Bloch. Man kommt in dieser Stadt zu keinem harmonischen Unbehagen. Man wird seines Antisemitismus nicht froh, weil er eine gewisse Judenfreundlichkeit auslöst, und man geht nicht im Liberalismus auf, weil man mit einem Blick auf die Gefolgschaft einer gewissen Verpflichtung zum Judenhaß inne wird. Schrecklich stelle ich mir das Chaos im Gemüt eines Menschen vor, der — wenn die beiden Repräsentationsfeste in derselben Nacht stattfänden — vom Konkordiaball zum Ball der Deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft führe. Dort wünscht man, daß der Abgeordnete Schneider den Kotillon arrangiere, hier erfaßt einen stürmische Sehnsucht nach O-Beinen. Aber heute will ich mich aller störenden Antipathie gegen die jüdische Journalistik entäußern und, ganz dem Genusse des 'Deutschen Volksblatts' hingegeben, bekennen, daß es wohl das Viehischeste und Ordinärste ist, was zur Zeit in Europa geboten wird. Man hat sich gewöhnt, die Antrottelnung Heines durch Analphabeten als eine Wiener Erscheinung hinzunehmen, die so legitim ist wie das Sperrsechserl. Aber das Ausland soll auch erfahren, wie das 'Deutsche Volksblatt' über Musset denkt. Es schrieb: »Vorgestern kam im Intimen Theater einer der schamlosesten modernen französischen Dichter, Alfred de Musset, zum Worte. Dieser Dichter, der ein Jahr nach dem Tode des ihm an Erbärmlichkeit der Gesinnung ebenbürtigen Heinrich Heine gestorben ist, zeichnete sich in seinen Schriften insbesondere durch seinen niedrigen Zynismus, der alles Ideale in den Kot zerrte, und durch seine wunderliche Blasiert-

1792

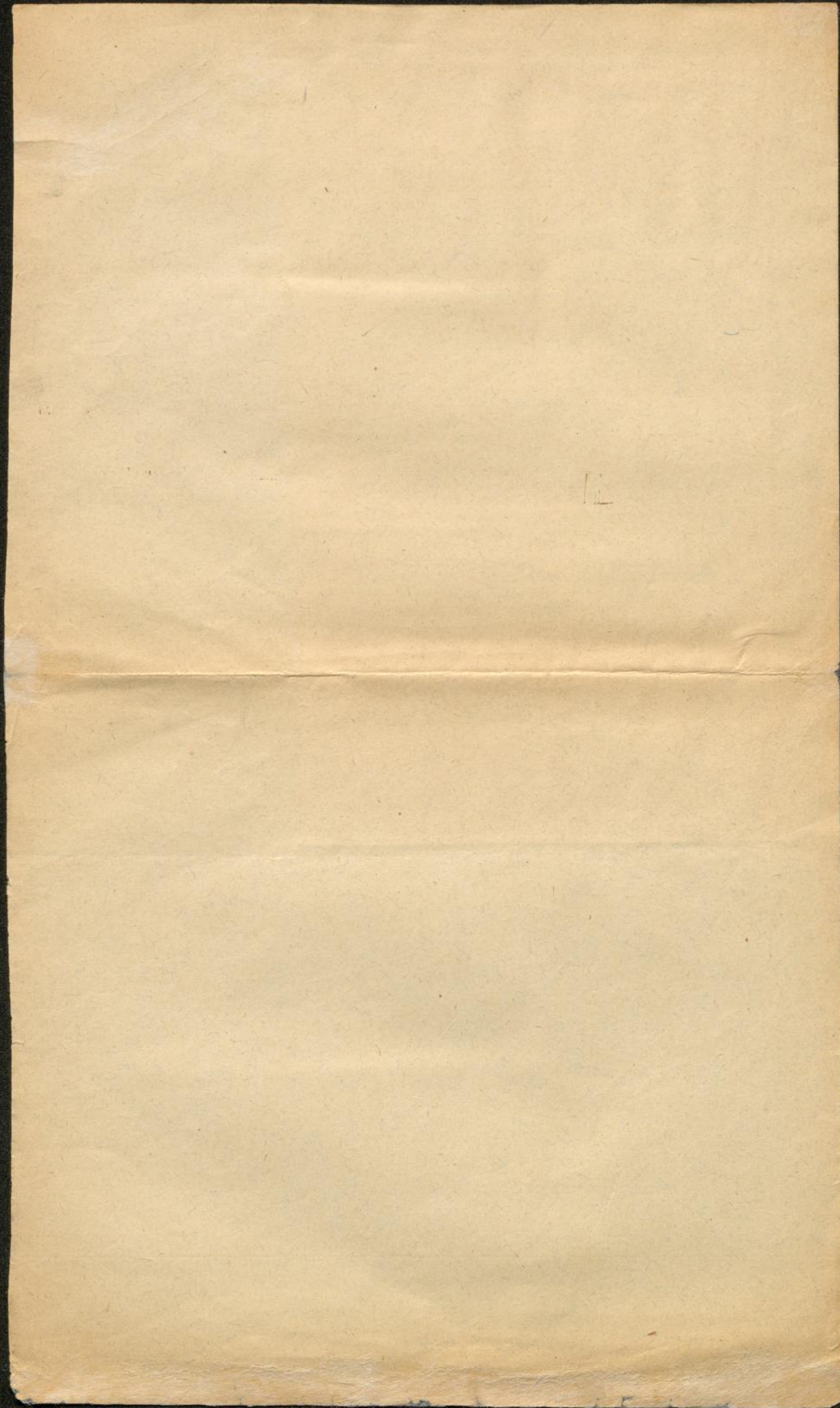
→ 1792

1792



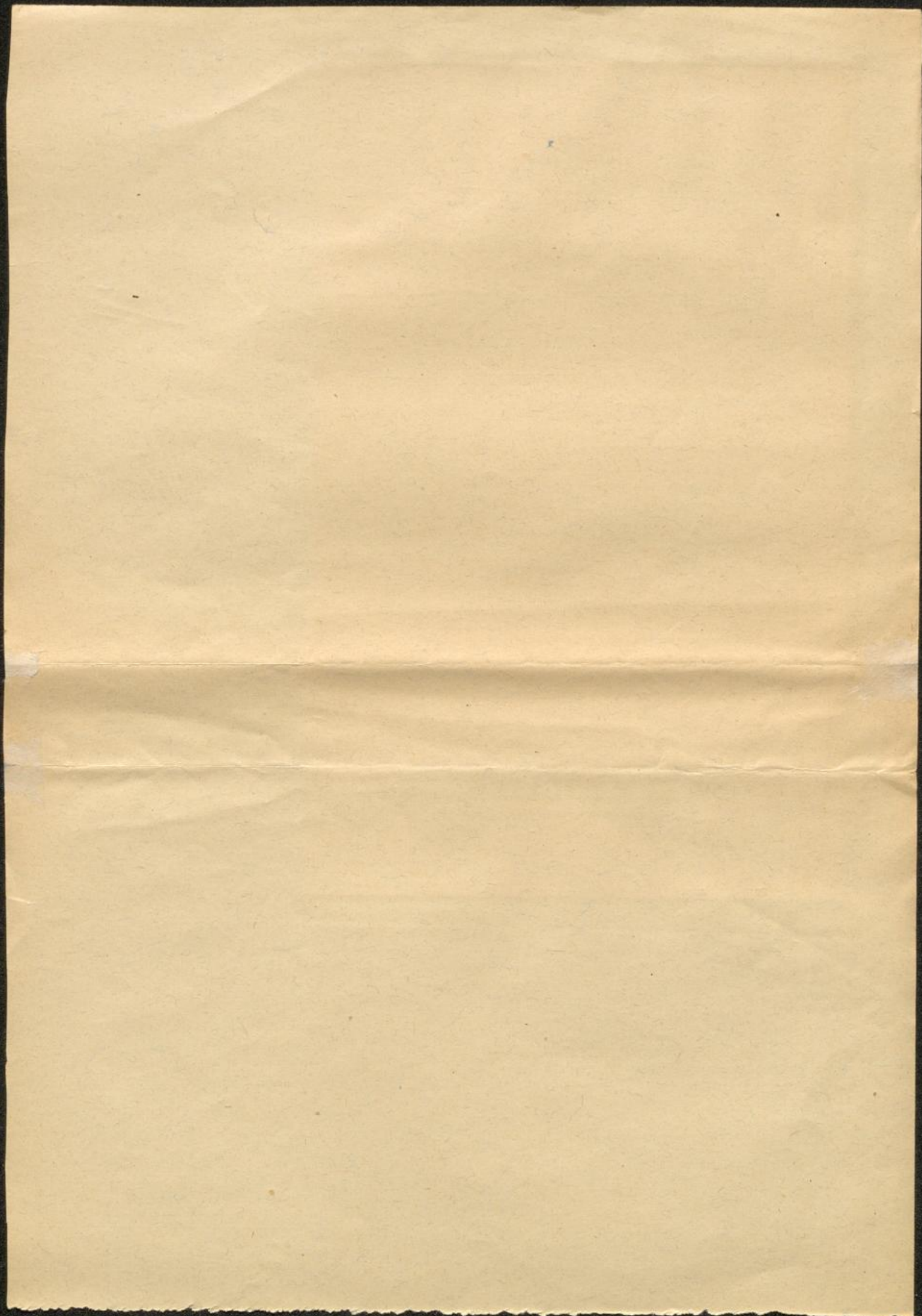
gesungen wurde, in einer seiner späteren Operetten verwertet. Er ist ein Stiefkind des Herrn Hugo Wittmann; aber eben darum kein Stiefkind des Glücks, und wenn das 'Neue Wiener Journal' versichert, er habe trotz dem großen Einflusse seiner Eltern auf Wiener Theater- und Literaturverhältnisse »seinen Weg allein gehen müssen«, so ist damit jedenfalls der tägliche Weg in die Redaktion der 'Neuen Freien Presse', in der ein eigenes Ressort für Weinberger-Reklamenotizen etabliert werden mußte, gemeint, ein Weg, auf dem man freilich keinen Begleiter wünscht. »Wenn er Talent hat, wird er sich schon durchringen«, sagte seine Mutter. « Wenn er aber keins hat, fliegt ihm der Zeitungsruhm mühelos in den Schoß... Seine Librettisten, versichert Herr Weinberger, schätze er hoch, »vor allen Leo Stein, den geistreichen, feinfühligem Pointenfinder«. Herr Stein findet Pointen, wie Herr Weinberger Melodien; so läßt's sich gut zusammenarbeiten. Wie »schafft« unser Meister? Hören wir ihn selbst: »Ich arbeite sehr leicht und arbeite nie gezwungen, sondern nach Inspirationen. Am liebsten ist mir die Stille der Nacht zur Tätigkeit. Melodien fallen mir aber zumeist im Eisenbahnwagen ein, oder auf der Straße.« Da ist so recht die Art des Genies. Weinberger ist nicht gezwungen, zu komponieren; dennoch tut er's. Und zwar nach Inspirationen. Er schlägt z. B. eine Millöcker'sche Partitur auf und fühlt sich sogleich angeregt. Daß sich gerade zu solcher Tätigkeit »die Stille der Nacht« am besten eignet, ist ja bekannt. Auch im Eisenbahnwagen fallen ihm Melodien ein, oder auf der Straße. Im Eisenbahnwagen: das skandierte Geräusch befördert, wie man weiß, auch bei musikalisch weniger begabten Leuten allerlei Erinnerungen. Auf der Straße: was die Werkel spielen und die Spatzen von den Dächern pfeifen, finden wir in der populären Musik Charles Weinberger's, und es ist für die Popularität schließlich gleichgültig, was früher und was später war, ob das Lied früher berühmt wurde oder der Komponist... Wir wissen es seit langem, Weinberger strebt nach Höherem, nach der Oper. Er wollte einmal dem Pensionsfonds des Wiener Hofopertheaters einen größeren Betrag spenden, wenn Opernsänger sich entschlossen, in einer seiner Operetten aufzutreten. Werden sie jetzt noch widerstehen können, da Weinberger an einer veritablen Oper arbeitet? Aber ach!, in Deutschland wird man Gelegen-

1/2 in fin + 1/2



heit aus. Sein eigener zügelloser Lebenswandel und seine Liederlichkeit (so sagen seine Biographen) geben hierfür eine gewisse Begründung. Das Intime Theater gab Mussets dreiaktiges Lustspiel 'Le chandelier', zu deutsch 'Der Elefant', in dem der Autor die Liebe eines Knaben zur Frau seines Chefs schildert. Das raffinierte Weib benützt diese, nach den Worten und der Ansicht des Dichters — 'reine' Liebe des Jünglings, um den Verdacht von ihrem wahren Liebhaber abzulenken. Das grausame, mit aller Sinnlichkeit geschilderte Liebesspiel hat sein Ende darin, daß sich Jüngling und Frau in 'wahrer' Liebe endlich finden . . . *

Und die Wiener »Intellektuellen«, die sich im Fall Heine wirklich mehr für eine nationale als für eine Angelegenheit der Kunst erhitzen, rühren sich nicht, wenn ein Rhinoceros im schönsten Blumenbeet herumstampft. Musset — »einer der schamlosesten modernen französischen Dichter«: kein Glossator der jüdischen Presse hat die sensationelle Denkmalenthüllung erwähnt . . . Aber ich verfallte wieder in meine alte Antipathie gegen den Liberalismus. Rasch ein Feuilleton des Herrn Vergani über »Wien in Monte Carlo« gelesen, und heimliches Sehnen nach allen Löwys wird meine Sinne umfassen. Herr Vergani war wirklich in Monte Carlo. Man müßte eigentlich seinen Tischnachbar an der Table d'hôte auffordern, über diese Tatsache ein Feuilleton zu schreiben. Über »Wien in Monte Carlo« sollte man Monte Carlo, nicht Wien vernehmen. Wien behauptet, daß »eine balsamisch reine Luft die Brust des Athmenden weitet«. Ob auch Monte Carlo dieser Ansicht wäre? . . . So sachlich wüßte es jedenfalls nicht zu berichten. Man höre Herrn Vergani. Schon in der ersten Spalte erzählt er uns das Wichtigste: daß er »meist im Monat Februar oder März mit Frau und Schwägerin in Monte Carlo weile«. Dann, daß der Baumeister Stagl auch da ist. Und der Kaufmann Koch aus Graz auch. Und noch viele andere Persönlichkeiten von internationalem Ruf. »Wir wohnen im 'Hotel Savoy', in dem ein Österreicher aus Prerau, Herr Leopold Neumann, Direktor ist. Neumann war längere Zeit Geschäftsführer in dem ersten und teuersten Fremdenbeherbergungsetablisement von Monte Carlo, im splendid ausgestatteten 'Hotel de Paris', wo er sich jährlich 40.000 bis 45.000 Franken verdiente. Er heiratete die einzige Tochter des Besitzers des 'Hotels Savoy' und ist heute ein gemachter Mann«. Der letzte Satz klingt nicht ganz rassenrein; immerhin ist es erfreulich, daß Herr Neumann im 'Deutschen Volksblatt' besser abgeschnitten hat als Musset. Aus dem sachlichen Ton geht Herr Vergani plötzlich in den leicht satirischen über. »Natürlich gibt es hier«, schreibt er, »auch eine



heit haben, das Werk bald zu hören. »In Wien?... Weinberger kleidet sich in Melancholie und seine Gemahlin, die der Sitzung beiwohnt, damit mir nur ja kein interessanter Zug entgehe, sekundiert ihm: »In Wien wird man geehrt, gefeiert und aufgeführt, wenn man tot ist.« Das klingt bitter. Aber wozu hat Wien an dem Schicksal der Bruckner und Wolf gelernt? Es wird seinen Weinberger nicht wie diese verkennen! Na, und wie wird denn die neue Oper beschaffen sein? »Er verehrt Wagner, und ich glaube nach einem Lied, das mir der Komponist vorspielte, daß man den Stil Wagner's an seinem Werke merken wird.« ~~»In Wien wäre ihm eine Besetzung mit Schröder und Hesch sehr erwünscht...~~ Damit aber im Bilde des Musikheroen auch ein menschlicher Zug nicht fehle, ~~vernehm~~: »Weinbergers gehen zum Speisen, da ich weggehe, und ich will der Vollständigkeit halber zum Schluß noch erwähnen, daß Charles zur Suppe immer Worcestershire nimmt.« Zur Vermeidung von Mißverständnissen: Worcestershire ist keine englische Melodie!

Für oder gegen den Terminhandel?... Freund oder Feind der Börsenkorrumpion?... Solche Fragen rühren nicht mehr die christlich-sozialen Gemüter. Jetzt heißt's nur mehr: Für oder gegen Mendelssohn! Der vom Berliner Bankhaus? Nein, der vom »Sommernachtstraum«! Wer ihn im Jubiläumstheater nicht deplaciert findet, gilt für einen unsichern Kantonisten... Im antisemitischen Preßlager ist Meuterei ausgebrochen. Ein Währinger Bezirksblatt bringt »Enthüllungen« über die »Volksblatt'-Leute, die gegen das Jubiläumstheater hetzten und den Vereinspräsidenten Baumann der schwersten Sünden wider den heiligen Parteigeist ziehen. Jetzt werden sie selbst der schmachlichsten Konzessionspolitik überwiesen. Interessanter aber als die vielbesprochene Anklage gegen Herrn Schwer, der nach jüdischem Muster eine wirksame Verquickung seiner kritischen und seiner Autorentätigkeit versucht haben soll, ist eine Charakteristik des Herrn Puchstein, dessen journalistische Existenz auf dem in der »Fackel' oft erörterten Kontrast zwischen antisemitischer Theorie und antisemitischer Praxis basiert erscheint. »Da wurde die »Deutsch-österreichische Schriftsteller

+ 1/2

+ 1/2 in Schwerer mit

— 1/2

20

W. W. W. W. W.

232

12/03

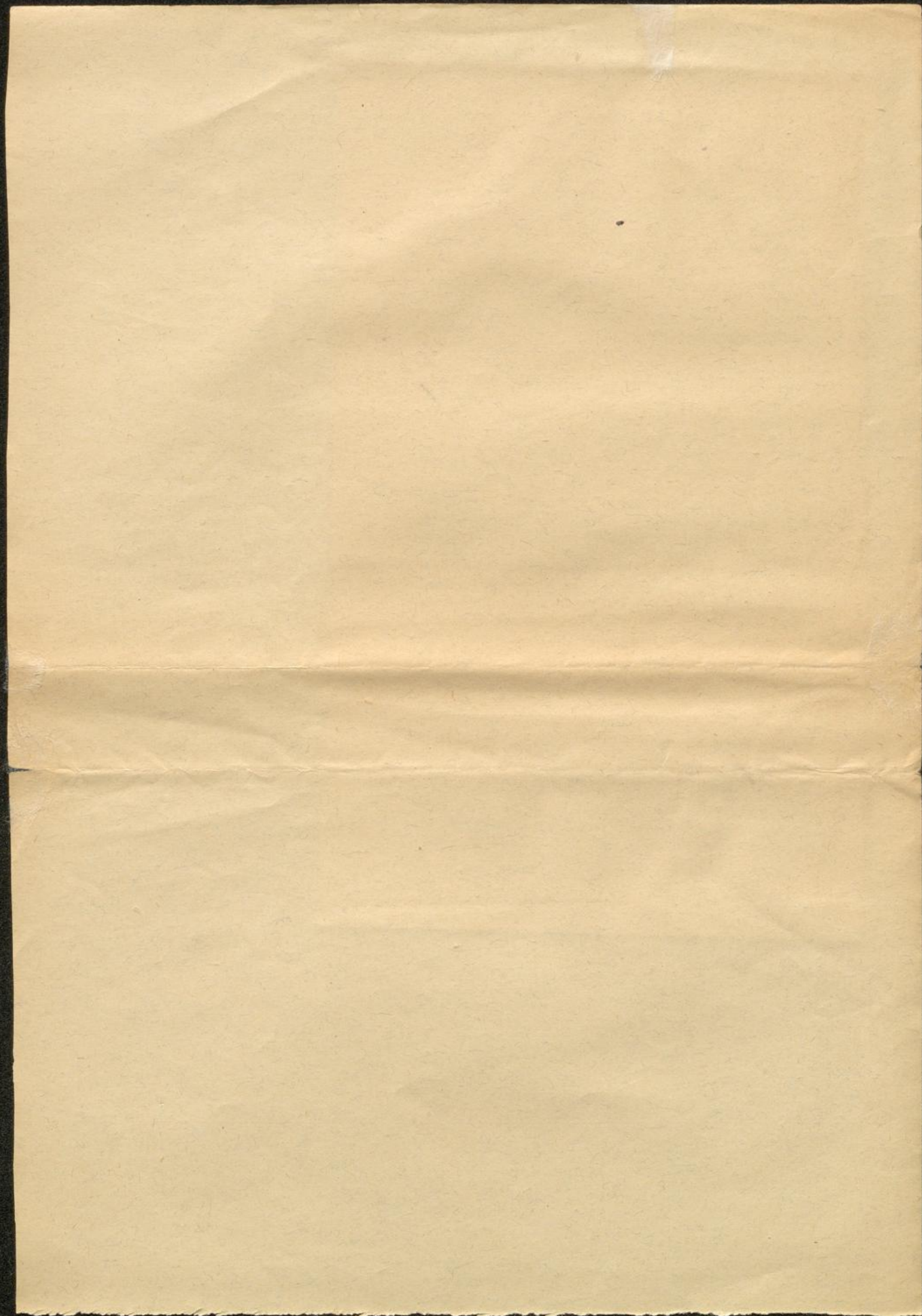
Unmasse von Wiener, Pester und Prager Juden, die sich mit ihren aufgedonnerten Kalles, wie überall, möglichst breit machen. Den Ritter von Leon sah ich auf der Straße und ein gewisser Sonnenschein wohnt neben mir. Er gerät stets in gelinde Raserei, wenn ich meiner Frau und meiner Schwägerin aus dem Volksblatte laut vorlese, und trommelt erobst an die Tür«. Da kann ich Herrn Sonnenschein nicht Unrecht geben. Laute Lektüre stört die Ruhe des Zimmernachbarn, dem man es auch nicht verübeln kann, wenn er glaubt, daß durch die Vorlesung eines Volksblatt-Feuilletons mit Wendungen vom »gemachten Mann« etc. sein eigener Jargon verspottet werde. Sollte eine Beschwerde des Herrn Sonnenschein bei Herrn Neumann Erfolg haben, so wird sich Herr Vergani gewiß als ein Opfer der jüdischen Solidarität bezeichnen und hinter dem Namen des Hoteliers im antisemitischen Bäderer das Sternchen durch ein Rufzeichen ersetzen. Vorläufig nimmt er seinen sachlichen Ton wieder auf und berichtet einige höchst interessante Tatsachen. Zum Beispiel: »Im Kasino stellte sich meiner Frau ein Mitglied der Deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft vor, die Witwe Drapala, die mit ihrer Tante, einer gemüthlichen Ungarin, bereits seit November hier weilt«. Oder: »Im Kasinosale traf ich Herrn Paul Schubert, der mir erzählte, daß er ein untrügliches Mittel habe, um stets zu gewinnen. Ich wünschte ihm viel Glück«. Oder: »Dr. Lueger läßt sich nicht verleiten, an den Tischen der goldprunkenden Säle zu spielen, dafür macht er abends gern mit dem kaiserlichen Rate Weidinger, dessen Frau und Porzer eine gemüthliche Tarockpartie. Weidinger und Porzer streichen aber vormittags bei den Spieltischen herum«. Hoffentlich wird der Satz nicht mißverstanden werden: »Frau Swoboda klagt, daß sie jeden Augenblick mit ihren paar Louis fertig ist, während Frau Weidinger nur auf einzelne Nummern setzt«. . . Herr Vergani selbst hat »über 800 Franken gewonnen«. Man kann's brauchen. Das Leben dort unten ist nicht billig. Was spielt Herr Vergani in Monte Carlo? »Eine gute Rindsuppe, einen Tafelspitz mit Krenn, Gulasch, Wiener Schnitzel und Rostbraten mit Erdäpfelpüree . . . Jeder einzelne Wunsch wird schleunigst erfüllt, ja, sogar Nudeln und Nockerln erhielten wir«. Das ist gescheidt! Und hoffentlich gibt's außer den lasterhaften Pariser Kokotten auch riegelsame Wienerinnen in Monte Carlo, damit die Wiener »etwas für's Gemüt« haben! »Wir werden zwar (auf dem morgigen Ball) »Gelegenheit haben, die exorbitantesten Toiletten der hiesigen Demimonde in Augenschein nehmen zu können«. Aber das ist doch nicht das Richtige. Man

In Wien

H M

T'

Gemüth?



~~Abw. Nr. 188~~

~~Abw. Nr. 188~~

Paul - 21 - Goldmann

Wien Nr. 7905

bekanntlich gar nicht nach Fideikommissbibliothek. Das ist ein Malheur. Er hat sich die Ungnade des Herrn Ubell aus Graz zugezogen, der über den Dichter der »Vier Jahreszeiten« in der »Österreichischen Rundschau« Dinge schreibt, die man heute wirklich nicht mehr für möglich halten sollte und deren sich ein Karl v. Thaler in seiner üppigsten Zeit geschämt hätte! Der schmutzigen Phantasie dieser literarischen Sittenrichter mag ja das »Lysolbad« zu gönnen sein, das Herr Ubell dem Leser der »Büchse der Pandora« empfiehlt. Aber man staunt, daß ein Literaturblatt heute noch diese Summe von Unverständnis und Böswilligkeit als Wochenpensum zustandebringt. Die »Österreichische Rundschau« darf sich's erlauben. Als ihren Abonnententypus stelle ich mir den alten Hofrat aus Bahr's »Sanna« vor. Aber der überschlägt gewiß den literarischen Teil und erquickt sich an der Fülle von Aktualität, die Herr Glossy allwöchentlich bietet. Ein Eingeweihter stellt mir eine Musterkollektion von Aufsatztiteln zur Verfügung, die demnächst in der »Österreichischen Rundschau« prangen werden: »Die Pflasterung Wiens unter den Babenbergern«, »Der Silberbergbau im Iglauer Bezirk im 15. Jahrhundert«, »Die Votivgeschenke in der Wallfahrtskirche Maria Taferl bei Krumm-Nußbaum an der Donau«, »Leobersdorf im Wandel der Zeiten«, »Weihnachtsbräuche in St. Egyd«, »Die Fauna des Leithagebirges«, »Das Militärärar und die Wiener Glacis«, »Frauen in der Literatur von Roswitha bis M. E. delle Grazie«, »Die klimatischen Verhältnisse des Bismarcks«, »Der Zustand des amorphen Phosphors vor seiner Entdeckung durch Hofrat v. Schrötter«, »Die Entwicklung der Wiener Staatsdruckerei von ihrer Eröffnung bis zur Geburt Gutenbergs«, »Die Telephonstörungen im Wien der Kongreßzeit«.

Literat Herr Paul Goldmann juckt die Schamteile der modernen Kunst. Er wird immer lästiger, immer häufiger. Er ist einfach die unbequemste Tortur, die ein froches Philisterblatt bis heute dem Geistesleben angetan hat. Herr Nordau hatte die Allüren einer Seuche. Man schleppt sich mit so einem Feuilleton hin, bis man geirrt wird. Herr Goldmann stimmt bloß verdrießlich. In Ernst, das ist wohl der platteste Geselle, der jetzt in Deutschland schreibt. Einst war er eine Hoffnung des jungen Wien. Speziell das junge Ischl war geführt, als er auf mondbeschiener Terrasse über die Schönheit Hofmannsthal'scher Verse, die er später verhöhnen sollte, Tränen vergoß. Herr Goldmann ist nämlich aus Breslau und sentimental. Nur durch eine Reise nach Ostasien hat er sich ein wenig abgehärtet. Damals schrieb er Reisebriefe, später Pariser Korrespondenzen für die »Frankfurter Zeitung«, und das befreundete junge Wien war von der Begabung entzückt, die sich auf japanischem und Pariser Boden so schön entfaltete. Nun habe ich freilich schon damals behauptet, daß sich auf japanischem und auf Pariser Boden die Begabung immer schön entfaltet und daß auf rumänischer Erde selbst der gute Marco Brociner Talent hat. So zollfrei nämlich wie Gedanken sind Beobachtungen exotischer Herkunft; je fremder das Milieu, desto größer der Effekt, und Entfernung ist nicht nur kein Hindernis, wie Rothberger so treffend sagt, sondern sogar eine Stütze feuilletonistischer Wirkung. Die Rothberger der

→ »froh«

→ »aber«

↳ »par«

Paul Goldman (G.)

Mr 09.

Mr 1854

Rout bei Neumann

Im goldenen Prag, dem »Schmöckkästchen der Monarchie«, ist auch allerlei Schnurriges zu lesen. Im »Prager Tagblatt« zum Beispiel ein Feuilleton unter dem Titel »Rout bei Neumanns«. Von dieser sinnigen Einrichtung, die der geschäftskundige Direktor des deutschen Landestheaters, Herr Angelo Neumann, eingeführt hat, war hier schon einmal die Rede: die Abfütterung der Journalisten ist eine so gründliche, daß sie es für ein ganzes Jahr satt bekommen, die Theaterwirtschaft des schlaunen Händlers mit kritischen Augen zu betrachten. Schon über das Essen selbst werden Reconnaissance-Feuilletons geschrieben. Die Frau Buska, Heroine, Salon-dame, erste Liebhaberin, Naive und Direktorsgattin, erreicht es wenigstens einmal im Jahr, »bezaubernd« zu sein. Wenn Journalisten essen, so essen sie immer — wie unappetitlich! — mit dem Messer der Kritik und wischen sich mit Zeitungspapier den Mund ab. Und immer dieselbe Fröhlichkeit, mit der die Absichten des Gastgebers quittiert werden, mag nun Herr Krupp in Berndorf, Herr Philipp Haas in Wien oder Herr Neumann in Prag sich gute Nachrede zu sichern wünschen. Als ob diese kulinarische Beeinflußung der öffentlichen Meinung — zumal wenn auch Zigarren in beliebiger Auswahl zur Verfügung stehen — etwas Selbstverständliches, Normales und vom Standpunkt einer unparteiischen Presse zu Billigendes wäre. Der Prager Feuilletongourmand sagt von Herrn Neumann unumwunden: »Er sieht einen Kritiker durstig in der Ecke stehen; aber statt ihn mit einem Löffel Wasser zu vergiften, bietet er die Biere des Landes oder die Weine der Fremde in Überfluß an.« Es muß ja recht nett zugegangen sein, »Das reiche Buffet«, meldet der dankbare Gast, »bricht nicht nur unter der Last der Gerichte, sondern mehr noch unter der Last derjenigen, die sich darauf stürzen«. Der Anblick all der schönen Leckerbissen läßt ihn den Mund spitzen, und niedlich schreibt er: »Es ist uns gelungen, ein kleines Tischchen zu besetzen und Paula Conrad-Schlenther zu Tischchen zu führen«. Aber warum sagt das Schmöckchen »uns«? Bei der Erteilung kritischer Zensurnoten mag man sich majestätisch fühlen: man schreibt doch Gottseidank anonym und hält schützend die Macht der Zeitung vor sein dürftiges Ich. Aber man frißt doch nicht anonym? Man verzehrt doch eigenhändig all die guten Sachen, die die bezaubernde Frau Buska

08
Laef

~~168~~

L2

Rout bei Neumann in Prag
jeun

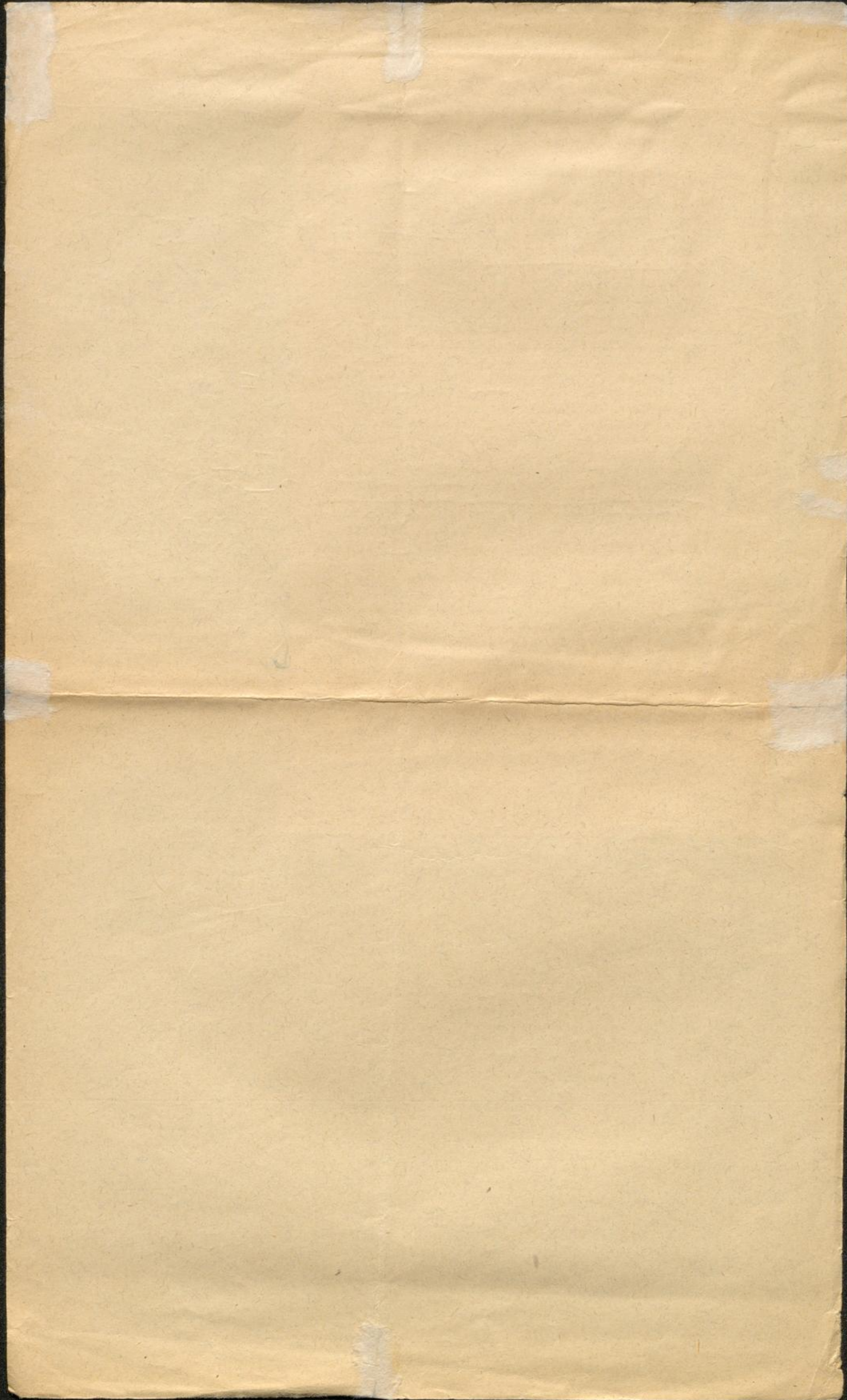
gehört

I. Neumann

1. Die jeher besetzt,
die alle jeher
die jeher die
Begründung jeher
beide jeher.

1. Die jeher besetzt
Nachdem die jeher
schon jeher
jeher jeher
jeher jeher
jeher jeher
jeher jeher

Lumpen jeher, jeher
18



braucht etwas »zum Anhalten« . . . Herr Vergani nennt Monte Carlo die »Perle der Riviera« und einen »Hesperidenapfel«. Aber »trotz aller Herrlichkeiten des Südens ist doch für uns hier der Augenblick der schönste, wenn wir unsere Zeitung und Briefe von unseren Lieben in der Heimat erhalten«. Ja, was wäre die Perle der Riviera ohne die Fassung des »Deutschen Volksblatts«? Was ist der Hesperidenapfel, wenn Herr Vergani nicht hineinbeißt? Er ließ sich ihn wohl schmecken, rülpste und gab ein Feuilleton von sich . . . Ich werde bei Herrn Neumann vorstellig werden. Vielleicht gibt er mir doch Herrn Sonnenschein zum Nachbarn an der Table d'hôte.

Pädagog. Endlich! Die Vereine »Mittelschule« und »Realschule« hielten eine gemeinsame Versammlung ab. Zunächst gelangte der folgende Antrag zur Beratung: »Die für die Beurteilung der Schülerleistungen vorgeschriebene Notenskala bietet weder in ihrem Aufbau noch in ihren einzelnen Prädikaten berechtigten Anlaß zu Änderungsvorschlägen. Zur Beurteilung einzelner Schülerleistungen während des Semesters wird auch die Verwendung der Note »kaum genügend« gestattet.« Dieser Antrag gab Anlaß zu einer sehr lebhaften Debatte. Sodann wurde in die Beratung der Notenskala für »Sitten« eingegangen. Hierzu lag die folgende These vor: »In der für das sittliche Betragen derzeit üblichen Notenskala wird »lobenswert« durch das ursprüngliche »musterhaft« ersetzt; die übrigen Noten bleiben unverändert. An Stelle des zu weiten Begriffes »sittliches Betragen« tritt die richtigere, für die Eltern klarere Bezeichnung »Disziplinares Verhalten.« Die Anträge wurden zum Beschluß erhoben. In völlig neue Bahnen aber wird die Jugenderziehung durch den Antrag gelenkt, »die Notenskala für die Rubrik »Äußere Form der schriftlichen Arbeiten« festzusetzen«. Die Vorstände beider Vereine wurden beauftragt, seinerzeit diesbezügliche Anträge vorzulegen . . . Endlich!

Bildhauer. Zu viel Feodorowna Ries! Es geht ein Föhn der Reklame durch den Wiener Blätterwald. Ein Wiener Künstler stellt in einem Schreiben an mich Betrachtungen über den Wandel der Zeiten an. »Wir werden doch Großstadt. Seinerzeit konnte Schindler von einem Kunstkritiker der »Neuen Freien Presse« sagen, er nehme so kleine Beiträge, daß er sich beinahe der Unbestechlichkeit näherte. Da war ein lobender Zeitungsausschnitt noch erschwinglich. Nach Fräulein Feodorowna ist's teurer geworden. Sie macht eine »Dezennal-Ausstellung« und das Geld, das unsere Grafen, Barone und bürgerlichen Snobs bei der Kassa erlegen, bekommt die Wiener Presse ganz und gar — unter dem Titel:

Wien in

Monte Carlo

Literatur, die von Herrschaften abgelegte Stoffe wenden, kennen die Anweisung. Herr Paul Goldmann kam aus Japan zurück und war talentlos. Vollständig. Der bewährte Blick des Chefs der 'Neuen Freien Presse' sah aber noch immer Japan und nicht die Talentlosigkeit und schickte Herrn Goldmann nach Berlin. Was er dort — im Bereich der Theaterkritik — leistet, ist aufreizend. Die Kunstrichter der 'Neuen Freien Presse' sollen dem Verständnis der kultiviertesten Börsebesucher die Formeln finden. Also mindestens auf dem geistigen Niveau der Leserschaft verharren. Herr Goldmann ist vielleicht der einzige Schriftsteller, der unter dem Horizont des Lesers denkt. Was der liberale Philister, der »jeden Früh« außer »seinem« Tee und »seinen zwei Eiern« auch »sein« Morgenblatt haben will, in einem Satz erfaßt, muß Herr Goldmann auswalzen, ehe er es selbst begreift. Die frechsten Kunstlügen kauft er dem Leser so gewissenhaft vor wie die abgegriffensten Selbstverständlichkeiten. Man hat es noch nie erlebt, daß ein Schriftsteller, der nicht einen Gedanken hat, mit diesem Mangel so protzte, daß er das Flachste mit dem Nudelwalker einer Reportertechnik so zu bearbeiten wußte, wie Herr Paul Goldmann. Die Wahrheiten, die er ausspricht, werden einem unleidlicher als die Dreistigkeiten. Daß der Berliner Reinhardt-Rummel den Tod der Schauspielkunst bedeutet, werde ich hier nie mehr sagen können; man wird zum fanatischen Verteidiger der Defektspielerei, wenn man sie von Herrn Goldmann bekämpft sieht. So gottverlassen ist der schlimmste Berliner Snobismus nicht wie die Klugschwätzererei, die sich durch elf Feuilletonspalten wälzt. So seicht wie Herrn Goldmanns Stil, ist selbst eine Dramaturgie nicht, die das Bühnenleben mit Schlagworten kommandieren möchte. Aber dekorativer ist sie! Ich versichere der 'Neuen Freien Presse', daß sie ihren philiströsesten Lesern mit Herrn Goldmann keine Freude bereitet hat. Ich kann es ihr aus zahllosen Zuschriften beweisen. Kann auch beweisen, daß Herr Goldmann nicht einmal die Werke kennt, die seine triviale Feder beschmutzt. Nachdem man, schreibt er, den Naturalismus satt hatte, »fanden sie Frank Wedekind und gaben seine Verworrenheit für Tiefe und seinen Zynismus in der Behandlung erotischer Fragen für Geist aus.« Herrn Goldmann freilich werden sie weder für verworren noch für zynisch halten. Bloß für vorlaut. Denn von Wedekind's »Erdgeist« sagt er, man sehe darin »unter anderem, wie von der Leiche des Vaters, der sich wegen seiner Geliebten erschossen hat, der Sohn diese Geliebte wegholt, um sie selbst zur Maitresse zu nehmen.« Wedekind ist so verworren, daß Herr Goldmann die Ermordung des Dr. Schön für Selbstmord und die Mörderin, die seine Gattin ist, für seine Geliebte halten muß. Und er ist, meint ein Leser, »so zynisch, durch absichtliche Verworrenheit Herrn Goldmann Gelegenheit zu einer Blamage zu geben«. Oder sollte wirklich auch für einen Sudler der 'Neuen Freien Presse' die Verpflichtung bestehen, eine Dichtung zu kennen, die er besudeln will?

Leser. Eine Beschwerde, der ich gern Raum gebe: »Ich wäre Ihnen verbunden, wenn Sie einmal die Zeitungsmode geißeln wollten, in den lokalen Nachrichtenteil Ausschwitzungen der Redaktionshumoristen

— für die Aufklärung

1/2

— für die Aufklärung

bringen! (Zuführungsinfer
mit andern Goldmann
(Wardan) Roth (al)
Näher

tr

aufst. Litffans 1878

aufgetischt hat? Nein, der Kritiker kann von dem Plural nicht lassen, auch wenn er die armen Theaterleute, die bei solcher Gelegenheit eines ganzen Jahres Sünden abbüßen, schwitzend um sein leibliches Wohl bemüht sieht. In Prag scheint nämlich »das Theatervölkchen« auf der tiefsten Stufe der Demütigung vor der Presse angelangt zu sein: »Unsere ersten Schauspielkräfte mühen sich, uns ein reiches Souper aus zahllosen Hin- und Hergängen zu verschaffen.« Ich habe in meinem ganzen, an Erfahrungen vom Wesen der Presse reichen Leben einen Satz von ähnlicher Verworfenheit nicht gelesen. Der Stolz eines Schmocks, dem Schauspielerei Kellnerdienste leisten müssen, und die höhnische Generosität, die statt Trinkgelder Kalauer verabreicht, vereinigen sich zum ~~Fein~~ ^{drück} einer Gesinnungsniedrigkeit, die selbst mich abgehärtetsten Leser verblüfft hat. Aber zur Verhöhnung der Rolle, in welche die Diener der Kunst gezwungen sind, tritt verdienstermaßen die Gering-schätzung des gastfreien Direktors, der sie ihnen, einer verwöhnten Kritik zu Gefallen, aufgezwungen hat. »Man würde es gar nicht glauben«, ulkt unser Feinschmecker, nachdem er sich bei Neumanns breit gemacht hat, »daß in eine solche Privatwohnung mehr Menschen hineingehen, als tatsächlich Platz haben.« Ja, gibt's denn so viele Theaterkritiker in Prag? Ach nein, »die ganze Presse«, erzählt er, »sämtliche Rubriken vom Leitartikel bis zur Geschäftszeitung« waren ja vertreten. Und wenn man dazu bedenkt, daß jedes Ich in dieser Gesellschaft eigentlich ein »Wir« ist und nicht bloß sich, sondern gleich »uns« anpampfen will, so wird es begreiflich, daß Buffet und Wohnung sich als zu klein erwiesen.

Viele, aber nur zum Schein
Kamen zu den Fresserei'n,
Gingen zum Buffet direkt,
Nahmen sich, was ihnen schmeckt,
Gratulierten nicht einmal
Und verließen das Lokal.

Der Unterschied zwischen der gesamten übrigen Publizistik und mir wird wieder einmal offenbar: Wir fressen, und ich übergebe mich ...



di. Thier

Solliger

Schiff ~~Wasser~~ ~~reinen Wasser~~

Rombert's Nummern

einbandig bringe!
Müller'sches Notizen
Heft